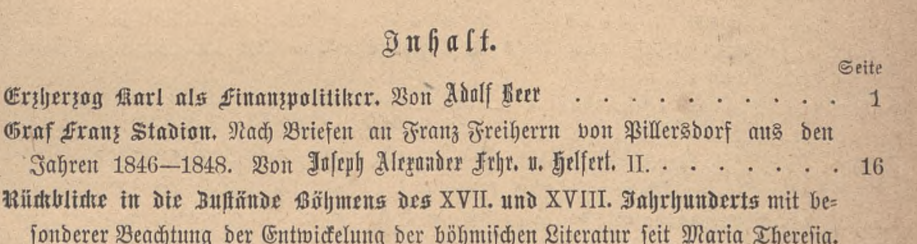
Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1887.

März.



Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel:

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Mit dem vorliegenden Hefte ist der II. Band der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ vollendet und liegt demselben das Titelblatt nebst detaillirtem Inhaltsverzeichniß des II. Bandes bei.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von mindestens vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu Grunde liegt, ist aus dem im ersten (April-) Heft veröffentlichten Programm, sowie dem daselbst mitgetheilten Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und aus jenen Aufsätzen, welche im ersten Jahrgang zur Veröffentlichung gelangten, zu entnehmen. Besonders bemerkt sei noch, daß dem ersten Hefte das Hauptregister der „Oesterreichischen Revue“, dessen neue Folge die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ bildet, beigegeben ist.

Das Inhaltsverzeichniß der erschienenen Hefte befindet sich auf der dritten Seite des Umschlages.

Die folgenden Hefte werden u. A. enthalten:

Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. (Schluß.)
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen an Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846—1848. III.
Franz Martin Mayer: Die dreimalige Besetzung der Steiermark durch die Franzosen.
Wendelin Boeheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Schweiger.
Hermann Hallwich: Wallenstein und Piccolomini.
Joseph von Lehnert: Erzherzog Karl als Marineminister.
Wilhelm Wahlberg: Die Geschichte der österreichischen Strafgesetzgebung seit 1850.
Joseph Szabó: Die erloschenen Vulcane Ungarns.
Alexander v. Matlekovics: Die handelspolitischen Beziehungen Oesterreich-Ungarns.
Franz X. von Neumann-Spallart: Oesterreich-Ungarns Stellung im Welthandel unter besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Deutschland.
Guido Schenzl: Beiträge zur Klimatographie Ungarns.
Joseph Wessely: Oesterreich-Ungarns Forstwirthschaft.
Wenzel Hecke: Oesterreich-Ungarns Landwirthschaft.
Wilhelm Zsigmondy: Ueber Thermen.
Jacob von Falke: Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie.
Franz Pulszky: Die Kunst in Ungarn.
Alois Hauser: Die Kunst in Dalmatien. II.
Karl Pulszky: Die kunsthistorische Bedeutung der ungarischen Landesgemäldegallerie.
Hans Semper: Ueber ältere tirolische Kunst.
Camillo Sitte: Stand der kirchlichen Architektur in Oesterreich.
Eduard Leisching: Die kirchliche Kunst in Oesterreich.
Georg Niemann: Neuere österreichische Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie.
Alfred Klaar: Die deutsche Dichtung in Böhmen.
Eugen Gelcich: Skizzen aus den Quarnero-Inseln: III. Die Insel Arbe in Dalmatien.
Moritz Jókai: Culturbilder aus Ungarn.
Peter Rosegger: Volksthümliches aus der Steiermark.
Alois Brandl: Reiseberichte eines Engländers vom Jahre 1800 aus dem nördlichen Böhmen.
Karl Keleti: Die wirthschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. III.
Gustav Meyer: Die Albanesen. II.
Felix Kanitz: Geistiges Leben im Königreiche Serbien. IV.

Erzherzog Karl als Finanzpolitiker.

Von Adolf Beer.

Seit den Türkenkriegen hatten sich die finanziellen Verhältnisse des österreichischen Staates verschlimmert, da, von den ordentlichen Ausgaben für das Heer abgesehen, die mit den ordentlichen Einnahmen in keinem Verhältnisse standen, der Kriegsaufwand beträchtliche Summen in Anspruch nahm. Die finanzielle Lage der Monarchie blieb nicht ohne Einfluß auf die von Leopold befolgte Friedenspolitik, der unmittelbar nach seiner Ankunft in Wien sich Nachweise über die zur Verfügung stehenden Hülfsquellen erstatten ließ. Allein die Friedensunterhandlungen mit der Pforte gelangten erst zu Sistowo zum Abschlusse, bis dahin mußten militärische Kräfte in Ungarn zusammengezogen bleiben, in den Niederlanden, in Böhmen und Mähren stand eine beträchtliche Truppenanzahl auf dem Kriegsfuße, deren Erhaltung nicht unbedeutende Summen in Anspruch nahm.

Noch größere Beträge verschlang der Krieg mit Frankreich. Von Jahr zu Jahr steigerte sich der Abgang, dessen Aufbringung den Staatslenkern große Sorgen bereitete. Die Subsidien Englands und die zeitweiligen Contributionen in den besetzten Gebieten reichten bei weitem nicht aus, die freiwilligen Anlehen im Inlande und die neu eingeführten Steuern lieferten verhältnißmäßig unbeträchtliche Beträge. Seit 1796 griff man zur Notenfabrication. Das „Ausschneiden der Bancozettel", wie der technische Ausdruck lautet, bildete nunmehr eine stetige Quelle für die Bedeckung des Deficites. Um sich das nöthige Metallgeld zur Bezahlung der auf deutschem oder italienischem Boden kämpfenden

Truppen zu verschaffen, wurde die Auswechslung der Noten gegen Münze erschwert. Juden und Mäkler wurden gedungen, für eine Provision alles Gold und Silber, dessen sie habhaft werden konnten, gegen Bancozettel aufzukaufen. Banquiers, Kaufleute und andere Private folgten dem Beispiele der Finanzverwaltung, und die Agiotage wurde in Gegenden, wo man sie zuvor kaum dem Namen nach kannte, dergestalt organisirt, daß im Jahre 1799 in Galizien, in den an den Straßen gelegenen Schänken, den die Contribution und andere Giebigkeiten abführenden herrschaftlichen Bediensteten und Dorfrichtern aufgepaßt wurde, um ihnen das Gold und Silber gegen Bancozettel abzulösen.*)

Nach Herstellung des Friedens erwies sich die Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte als gebieterische Nothwendigkeit. Es galt Fürsorge für den laufenden Bedarf, Vorkehrungen für die Zukunft bei etwa eintretenden außerordentlichen Ereignissen zu treffen.

An den hierüber stattfindenden Berathungen nahm Erzherzog Karl den lebendigsten und regsten Antheil und entfaltete eine staunenswerthe Thätigkeit. Eine nicht geringe Anzahl von Denkschriften floß aus seiner Feder, die sich auf alle Zweige des Staatshaushaltes erstreckt. Es war für ihn gewiß keine leichte Aufgabe, sich in dem Gewirre der österreichischen Finanzverwaltung zurechtzufinden und bei seiner verantwortlichen Stellung an der Spitze der Kriegsverwaltung noch über Zeit und Arbeitskraft zu verfügen, um sich in die einschlägigen, verschlungenen Fragen einen Einblick zu verschaffen. Zahlreiche Gutachten über die an der Tagesordnung stehenden Fragen legen Zeugniß ab von den sorgfältigen Studien und nicht geringen Kenntnissen des Erzherzogs. Mochten ihm Andere in der Kenntniß der Einzelheiten überlegen sein: er überragte die Meisten durch Klarheit der Auffassung. Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit; auch Kleinigkeiten wendet er sorgfältige Prüfung zu. Eine Fülle von Anregungen geht von ihm aus und ihm gebührt das Verdienst, wenn in den Kreisen der Finanzverwaltung wenigstens der Wille zu Tage tritt, mit dem bisherigen Systeme, von der Hand in den Mund zu leben, zu brechen und eingehende Untersuchungen anzustellen, wie die Friedenszeit zur Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte benützt werden könne. Mit welcher Aufmerksamkeit der Kaiser die Arbeiten seines Bruders studirte, zeigen die zahlreichen eigenhändigen Aufzeichnungen und Auszüge, um die dafür und dagegen sprechenden Gründe gegen einander abzuwägen.

*) Aus einer Denkschrift vom 31. October 1804.

Bei den seiner Begutachtung vorgelegten Patenten übt Karl nicht blos an dem Inhalte, sondern an der Form Kritik. Wie er in einer allerunterthänigsten Note vom 1. März 1802 bemerkt, müsse auch dem Style Aufmerksamkeit zugewendet werden, denn in einem Patente rede der Monarch öffentlich und vor der ganzen Welt zu seinen Unterthanen, oft auch zu den Bewohnern fremder Staaten; es könne also nichts weniger als gleichgültig sein, auf welche Art dasselbe abgefaßt sei, ob der Vortrag klar, bestimmt und logisch richtig, ob die Sprache deutsch, rein oder fehlerhaft sei. Dies seien Dinge, die wohl erwogen werden sollten, ehe man solche Actenstücke der Oeffentlichkeit und dem Drucke übergebe. Leider habe man oft Gelegenheit, die außerordentliche Gleichgültigkeit zu beklagen, mit welcher hierin, zum Aergerniß aller gebildeten Menschen des In- und Auslandes, zu Werke gegangen werde.

Was den Erzherzog auszeichnet und ihm über die übrigen Rathgeber des Monarchen ein Uebergewicht verschafft, ist der umfassende Blick über das Ganze der Staatsverwaltung, das redlich-ernste Streben, jede Frage im Zusammenhange mit dem gesammten Staatsleben zu erfassen. Die Finanzwissenschaft ist ihm ein Theil der Volkswirthschaft, und der Entwickelung des wirthschaftlichen Lebens wendet er Studium und Nachdenken zu. Die großen Veränderungen auf dem Gebiete der Industrie durch Anwendung der Maschine fesseln seine Aufmerksamkeit, und er ist bemüht, jene Bestrebungen zu unterstützen, die darauf gerichtet sind, auch in Oesterreich die neuen Arbeitsmethoden einbürgern zu wollen.

Der schleppende Gang der Verwaltung findet an Karl einen nachsichtslosen Gegner und oft erhebt er seine Stimme, um den Monarchen auf die großen Nachtheile aufmerksam zu machen. Franz war eine schwerfällige Natur; voll Mißtrauen gegen sich und seine Rathgeber horchte er nach rechts und links und bei wichtigeren Entscheidungen forderte er Gutachten über Gutachten, die ihm sodann eine Entschlußfassung umsomehr erschwerten, da sie selten übereinstimmten. Die abweichenden Ansichten wurden sodann in Conferenzen berathen, die sich nicht selten wochenlang, ja monatelang hinzogen. Da saß nun der Kaiser, lauschte aufmerksam den Voten seiner Rathgeber, machte sich Aufzeichnungen über die mannigfachen Anträge, ließ Beschlüsse fassen und zögerte oft, wenn endlich nach mühsamen Berathungen eine Vereinbarung erzielt worden war, seine Zustimmung zu ertheilen oder ordnete nur halbe Maßnahmen an. Und wenn endlich irgend eine Maßregel die Genehmigung erhalten hatte, verzögerten die Behörden die

Ausführung, und die erwarteten Zuflüsse, mit denen bei Entwerfung der Voranschläge gerechnet worden war, blieben aus. Zu wiederholten Malen machte der Erzherzog seinem Unmuth über die Lässigkeit der Behörden Luft; alle Berathungen seien nutzlos, bemerkte er in vielen allerunterthänigsten Noten seinem kaiserlichen Bruder. Voll Hohn und Spott sind seine knappen, aber zutreffenden Schilderungen der mannigfachen Gutachten, die üblicher Gewohnheit gemäß abgefordert wurden und zur Verzettelung der wichtigsten Angelegenheiten nicht wenig beitrugen. Seit Jahren, schreibt Karl, werden Stöße Papier verschrieben, tagelang in Conferenzen debattirt und noch sei man nicht soweit klar, zu übersehen, inwieweit die Staatserfordernisse gedeckt werden oder nicht. Die Anträge der Creditscommission bleiben zu lange unerledigt, und lange nach Eintritt des Finanzjahres streite man über die Art und Weise, wie die Abgänge gedeckt werden sollen, und müsse sodann zu den verderblichsten Mitteln greifen. Es sei überhaupt nicht genug zu beklagen, schreibt er ein anderes Mal, daß man die kostbare Zeit mit ewigen Berathungen und Schreibereien über Projecte verschwendet, bei deren Widerlegung man den Verlust eines jeden Augenblickes bereuen müsse, daß man mit einzelnen unzureichenden zweckwidrigen und schädlichen Palliativmitteln sich beschäftige, indeß in der Hauptsache wenig geschieht und das Uebel mit jedem Tage weiter und drohender um sich greift. Der größere Theil der Zeit in den Conferenzen werde mit Vorwürfen über die Staatsverwaltung angefüllt; diese Vorwürfe erregen Animosität und Rechthaberei und hindern das so nothwendige harmonische Hinsehen auf den großen Zweck des Staates. Die Vorschläge werden überhaupt zu lange aufgehalten auch von solchen Votanten, welche in Finanzsachen nie etwas Zusammenhängendes niedergeschrieben haben, bei denen man daher die Bekanntschaft mit den allgemeinsten Finanzprincipien bezweifeln müsse. Alle Vorwürfe über die Vergangenheit sollen für immer beseitigt werden. Dringend zu wünschen wäre, daß die meisten Finanzvorschläge nicht durch so viele ungeschickte Hände gingen.

Seit November vorigen Jahres, schrieb der Erzherzog an seinen kaiserlichen Bruder vom 4. Juni 1803, circuliren die Vorträge über Verbesserung der Finanzen; seit Monaten harrt der Kranke der dringenden Hülfe entgegen. Die zu Rathe gezogenen Aerzte lassen sich mitunter Zeit genug, ehe sie — einen Verband an einem äußersten Gliede vorschlagen, während doch der ganze Körper dahinwelkt. Keiner erforscht im ganzen Umfange den Krankheitszustand; und während berath-

schlagt und nicht gehandelt wird, greift die Krankheit, die man mittlerweile hätte heben können, immer weiter um sich.

Charakteristisch für die Finanzverwaltung damaliger Tage sind die mehr als hypothetischen, auf ganz unzuverlässigen Voraussetzungen beruhenden Voranschläge, die in der Regel den Abgang kleiner erscheinen ließen, als derselbe thatsächlich war. Natürlich boten die Rechnungsabschlüsse, die oft nach Jahren vorgelegt wurden, ein ganz anderes, vom Voranschlage abweichendes Bild. Es wäre irrig, in dem Militärerfordernisse allein die Erklärung für den stetigen Abgang zu suchen; auch in Friedenszeiten reichten die gesammten ordentlichen Einnahmen kaum hin, um die nothwendigsten Ausgaben zu bestreiten. Die Staatsschulden mehrten sich von Jahr zu Jahr, und wenn die Anlehen nicht hinreichten oder nicht aufgebracht werden konnten, griff man zu dem beliebten Mittel, durch „ausgeschnittene Bancozettel“ die klaffende Lücke zu decken. Und wenn zeitweilig Bedenken aufstiegen, von dieser unerschöpflichen Quelle Gebrauch zu machen, nahm man zu einer mit dem Gesetze in Widerspruch stehenden Operation seine Zuflucht, indem man die Kaufschillinge veräußerter Domänen, die feierlich zur Schuldentilgung bestimmt waren, zur Bestreitung laufender Ausgaben verwendete.

Nach dem Frieden von Luneville rechnete man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf einige Ruhejahre. Seit dem Sommer 1801 beschäftigte sich eine Commission mit dem Voranschlage für das nächste Jahr, um mit vollster Muße zur Herstellung des Gleichgewichtes Fürsorge treffen zu können. In einer Sitzung am 10. August 1801 legte Graf Kolowrat seine Anträge vor. Der Abgang bezifferte sich auf 27 Millionen Gulden. Die finanzielle Einbuße durch Abtretung der Niederlande und Mailands fiel schwer in die Wagschale; bisher hatten diese Gebiete zu dem Militärerfordernisse fünf Millionen Gulden beigetragen, die nunmehr stark vermißt wurden. Große Ersparnisse waren in der Civilverwaltung nicht zu machen, die hiefür verwendeten Summen waren ohnehin knapp zugemessen. Wohl gab es an manchen Stellen Beamte, die leicht entbehrt werden konnten, und die häufigen Pensionirungen, besonders bei dem Militär, belasteten ebenfalls den Staatsschatz nicht selten in ungebührlicher Weise; aber selbst wenn augenblicklich Wandel geschaffen wurde, war eine beträchtliche Erleichterung der Ausgabeposten nicht zu erwarten. Auf Ersparungen in dieser Richtung wies auch Graf Kolowrat hin. Was die Einnahmen anbelangt, wurden einige Erhöhungen in Antrag gebracht: so bei Mauthen und dem Stempel, eine Steigerung der Verzehrungssteuer, namentlich auf Eßwaaren der bemittelten Classen,

endlich Einführung einer Tranksteuer in Galizien, die bereits seit zwei Jahren beschlossene Sache war, deren Durchführung aber die galizische Hofkanzlei durch den Hinweis auf die großen Schwierigkeiten zu hindern verstand. Aber selbst wenn alle diese Pläne ihre Verwirklichung fanden, erwartete man blos ein Mehrerträgniß von zwei Millionen Gulden. Aus dem Venetianischen erhoffte man einen Zufluß von vier Millionen Gulden, von Ungarn einen erhöhten Beitrag von zwei Millionen, dem einzigen Lande, wo die Steuerpflichtigen nicht überbürdet waren, und welches, wie man behauptete, trotz der kriegerischen Wirren an Wohlstand zugenommen hatte. In den übrigen Ländern, den deutsch-böhmischen und galizischen, wie damals die amtliche Bezeichnung lautete, sollte eine neue außerordentliche Steuer ausgeschrieben werden, aber „zur Beruhigung des Publicums" blos auf zehn Jahre, mit dem Versprechen, eine Erleichterung eintreten zu lassen, wenn innerhalb dieses Zeitraumes die finanziellen Verhältnisse sich bessern sollten. Wohl bestand seit Kurzem eine Classensteuer, jedoch mit verhältnißmäßig geringerem Ertrage; wie dargelegt wurde, weil die Fassionen großentheils unrichtig waren und eine schärfere Erfassung der Pflichtigen nicht möglich schien. Die in Vorschlag gebrachte Schuldensteuer sollte als ein Zuschlag zur Grundsteuer zur Einhebung gelangen, und zwar 45 Procent von den Domänen, 15 Procent von dem pflichtigen Boden. Auch in Galizien plante man eine Erhöhung der Grundsteuer von 872.570 Gulden auf eine Million, „ohnehin sei eine zu geringe Belegung für ein Volk viel mehr schädlich, indem sie dem Müßiggang die Thore öffnet und die Betriebsamkeit lähmt". Der Gesammtertrag des Mehreinganges wurde auf 3,221.765 Gulden veranschlagt. Durch einen Abzug an der staatlichen Zinsenzahlung erhoffte man eine Ersparung von zwei Millionen Gulden. Allein alle diese Maßnahmen zusammengenommen sammt einem veranschlagten geringeren Erforderniß bei dem Militär beseitigten den Abgang nicht, und mindestens fünf Millionen wurden zur Bedeckung aus der „geheimen Auslösungscassa" in Aussicht genommen, ferner mußte an England erklärt werden, daß man außer Stande sei, die fällige Forderung von drei Millionen Gulden zu leisten.

Eine Denkschrift des Erzherzogs übt an dem von Kolowrat vorgelegten Voranschlage und Bedeckungsantrage einschneidende Kritik.

Wenn die österreichische Monarchie, beginnt Erzherzog Karl seine Auseinandersetzung, den Rang in Europa behaupten will, zu welchem die Größe, Lage, Fruchtbarkeit und Bevölkerung ihrer Staaten und so viele andere Vorzüge sie in vollem Maße berechtigen, so sei es dringend

nothwendig, allen Ernst anzuwenden, um die Finanzen aus allen Verlegenheiten zu setzen. Man müsse sich, um in diesem wichtigen Gegenstande nicht irre zu gehen, vor politischer Charlatanerie oder falscher Wissenschaft hüten. Was heißt ein guter Finanzzustand? Oder worin besteht die gute Ordnung der Finanzen? Mehr Vermögen als Schulden, mehr Einnahmen als Ausgaben, genaue Kenntniß und gute Verwaltung von beiden, endlich ein solcher Credit, wodurch man in Nothfällen außerordentliche Summen unter billigen Bedingungen erhalten kann, das ist's, was den wahren Reichthum, den guten Finanzzustand eines Privatmannes wie eines Souveräns oder eines Staates ausmache.

Nun sei nicht zu leugnen, daß die ehemals so blühenden Finanzen des Hauses Oesterreich durch den langwierigen Krieg, durch falsche Theorie und durch mehrere von dem Drange der Umstände veranlaßte Administrationsfehler in eine üble Lage gekommen seien, deren Heilung die angestrengteste Aufmerksamkeit und den sorgfältigsten Fleiß erfordere. Das Vermögen des Staates sei zwar noch immer groß, aber doch durch die Unglücksfälle des Krieges und durch die verlorenen Provinzen geschwächt. Die Schuldenmasse habe unendlich zugenommen, sei nicht einmal genau bekannt und für die Abzahlung sei nicht gesorgt. Die Ausgaben übersteigen die Einnahmen; außerordentliche Bedürfnisse stören das Gleichgewicht noch mehr und vergrößern die Verlegenheit. Der Credit sei gesunken; die Staatspapiere stehen tief unter ihrem Werthe, eine ungeheure Menge Bancozettel befinde sich im Umlaufe, die 15 und mehr Procent verliere; alle diese Uebel seien von einer solchen Natur, daß sie zuletzt den ganzen Staat in den Abgrund stürzen müssen, wenn nicht bei Zeiten heilende Maßregeln, und zwar keine halben, sondern ganz einschneidende ergriffen werden.

An diese wahre und zutreffende Schilderung der österreichischen Finanzverhältnisse knüpft der Erzherzog die Bemerkung, daß sogenannte künstliche Finanzoperationen nicht helfen können. Er verstehe darunter jene Vorschläge, die öfters von einigen Mitgliedern der Creditcommission gemacht würden und seiner Meinung nach, nur ein versteckter Bankerott seien, nur verderbliche Palliativen, die für den Augenblick aus der Verlegenheit ziehen. Nicht durch grenzenloses Schuldenmachen, wobei an Verzinsung oder Abzahlung nicht gedacht werde, nicht durch wucherische Operationen, wodurch man zwei bis drei Mal mehr Schulden mache als man eigentlich empfangen habe, nicht durch Ausgabe von Papiergeld und schlechter Münze, wodurch man für den Augenblick sich helfe, aber Staat und Finanzverwaltung um Credit

und Ruf bringe und die Privaten ruinire, nicht durch Anticipationen und Capitalsverzehrungen, wodurch man die Hülfsmittel der Zukunft verschwende, werde man die Finanzen des Staates herstellen. Man müsse die Ursachen des Uebels selbst zu heben suchen, den Credit wieder gründen, die Einnahmen vermehren, die Ausgaben vermindern, mit einem Worte Rechnung pflegen und die Wirthschaft verbessern; dies seien die einzig wahren Mittel, um die österreichischen Staatsfinanzen bald wieder in Aufnahme und in blühenden Zustand zu bringen.

Wie ist aber der Credit wieder herzustellen? Der Erörterung dieser Frage widmet der Erzherzog einen besonderen Abschnitt. Kein Land, meint er, sollte eigentlich einen festeren Credit genießen als Oesterreich. Seine Hülfsquellen seien meistentheils noch unangetastet und unendlicher Erweiterung fähig. Bisher habe es den Ruhm der Redlichkeit und der unverbrüchlichen Treue in Erfüllung seiner Verpflichtungen behauptet und gewiß sei es nur den durch den Drang der Umstände in diesem unglücklichen Kriege veranlaßten Administrationsfehlern zuzuschreiben, wenn der Staatscredit gelitten habe. Nun müssen aber nach Herstellung des Friedens solide Maßregeln ergriffen werden.

Als solche Maßnahmen bezeichnet der Erzherzog: Schuldentilgung, sowie Anbahnung und Herstellung eines entsprechenden Verhältnisses zwischen Bancozetteln und klingender Münze. Namentlich auf letzteres legt Karl großes Gewicht und er beleuchtet die mißlichen Folgen für die Staatswirthschaft und für die kaufmännischen und industriellen Verhältnisse in klarer Weise. Bancozettel müssen stets gegen Münze ausgewechselt, die größeren und kleineren Münzen nur im bestmöglichen Schrot und Korn nach dem gesetzmäßigen Münzfuße ausgeprägt werden, damit nicht das gute Geld hinausgehe und das schlechte im Lande bleibe. So einleuchtend diese Sätze sind, sie sind gegen die Münzpolitik damaliger Tage gerichtet, gegen die Ausprägung von Vierundzwanzig- und Zwölfkreuzerstücken, die in großen Mengen in Umlauf waren, womit sich die Finanzkünstler über die augenblickliche Noth hinwegzuhelfen suchten und das Uebel noch mehr verschlimmerten.

In den vielen Staatsschriften, welche aus den Kreisen der Creditcommission herrührten, wurde stets von der Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte gesprochen, ohne daß man einen genauen Einblick in die staatlichen Verbindlichkeiten besessen hätte. Die Ausweise, welche angefertigt wurden, stimmten nicht immer überein. Es ist daher begreiflich, wenn der Erzherzog die Forderung nach einem ge-

nauen Etat der Staatsschulden stellte, ein gewiß selbstverständlicher Wunsch, dessen Erfüllung aber doch mit Arbeit verbunden war. Als zweites Erforderniß wird ein ebenso vollständiger und genauer Ausweis aller gewöhnlichen und reellen Staatseinnahmen und Ausgaben bezeichnet. Die zweckmäßige Abfassung einer solchen Uebersicht, bemerkt der Erzherzog, sei allerdings eine schwere Arbeit, wenn sie in der That belehrend werden und zur Grundlage einer wohl überdachten Verbesserung des Haushaltes dienen solle. Die einzelnen Einnahmszweige müßten genau geschieden und die Angaben nach ihren verschiedenen Rubriken aufgezählt werden: eine Forderung, der die damals üblichen Vorlagen über das Budget nicht entsprachen.

Karl bespricht sodann die Vermehrung der Einnahmen. Oesterreich war damals noch im Besitze zahlreicher und großer Güter, die jedoch ungemein wenig abwarfen. Daß eine zweckmäßigere und namentlich sparsamere Verwaltung bessere Erträgnisse erzielen konnte, unterlag keinem Zweifel, aber es war ein Irrthum, wenn ein augenblicklicher, für die Finanzen des Staates günstiger Erfolg erwartet wurde. Dabei fehlte es an einem tüchtig geschulten Beamtenpersonal. Die reichen Salzbergwerke warfen verhältnißmäßig wenig ab, und selbst die angestrebte Erwerbung Berchtesgadens würde in der ersten Zeit auf eine Besserung des Staatshaushaltes keinen Einfluß genommen haben. Es ist bezeichnend für den Mangel eines dem Staate zur Verfügung stehenden tüchtigen Beamtenpersonales, daß auch der Erzherzog die Verpachtung der Trank- und Branntweinsteuer empfahl, um auf diese Weise höhere Einnahmen zu erzielen.

Endlich berührte Erzherzog Karl auch die Verminderung der Staatsausgaben. Es war eine gewiß richtige Bemerkung, daß durch Besserung oder Wiederherstellung des Staatscredites manche Ersparnisse eintreten würden. Seiner Ansicht nach gab es eine große Anzahl überflüssiger Beamten; manche Stellen waren überflüssig geworden und nicht blos die Kosten würden entfallen, sondern auch Schreibereien, „die dem Geschäftsgange selbst und allem fruchtbaren Nachdenken über wichtige Fragen hinderlich seien". Karl wies auf den portugiesischen Minister Pombal hin, welcher 15.000 Beamte und Schreibbediente abgeschafft, dadurch den Dienst verbessert und die zerrütteten Finanzen hergestellt habe. Einen Krebsschaden hob der Erzherzog besonders hervor: die großen Pensionen an ohnedies begüterte reiche Leute.

Ein Lieblingsgedanke des Erzherzogs war die Gründung einer Amortisations- oder Tilgungscasse der Staatsschuld. Zu wiederholten

Malen kam er auf diesen Plan zurück. Eine solche Anstalt ist eine der einfachsten und schönsten Ideen, die je in dem Fache der Staatsökonomie entstanden sind, bemerkt er in seiner großen Denkschrift, und sie müsse nothwendig, sobald sie einmal im Gange sei, den Credit unglaublich in Aufnahme bringen. In diese Casse sollte alles fließen, was von verkauften Gütern, Vorräthen, zurückbehaltenen Vorschüssen, mit einem Worte von eingegangenen Capitalien herrührt. Wenn übrigens dazu alljährlich nur gewisse Summen gewidmet und Staatspapiere angekauft werden, so würde nicht blos das Sinken derselben verhindert, sondern in etlichen dreißig Jahren ein sehr beträchtlicher Theil der Staatsschuld bezahlt sein. Der Erzherzog beabsichtigte nicht, wie es Jahrzehnte später der Fall war, mit neuen Schulden alte zu bezahlen, sondern die überschüssigen Staatseinnahmen sollten dazu verwendet werden. Auch Graf Zichy brachte die Schaffung des Tilgungsfonds in Antrag, ohne sich jedoch über die Zuflüsse desselben klar geworden zu sein. Mit vollem Rechte wendete sich Karl gegen den Vorschlag; hiervon, meinte er, könne nicht eher die Rede sein, bis über die Bedeckung des Staatsaufwandes vollkommen beruhigende Ausweise vorgelegt und ein reeller beträchtlicher Ueberschuß dargethan sein werde.

Ein beliebtes Mittel zur Vermehrung der Einnahmen war seit Jahren die Ausmünzung von Kupfergeld und geringhaltiger Silbermünze. Durch Circular vom 24. September 1799 wurde die Ausgabe leichterer Kupfermünzen angekündigt, indem aus dem Centner Kupfer 164 Gulden geprägt werden sollten und im Jahre darauf, am 14. August 1801, wurde verfügt, Groschen und Kreuzerstücke im Betrage von 320 Gulden aus dem Centner Kupfer zu prägen. Seit dem Frühjahr 1795 kamen auch Silberscheidemünzen zu 12 und 6 Kreuzer in Umlauf. Der hervorragendste Anwalt dieser Münzpolitik war der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. England versprach zwei Millionen Pfund Sterling für 1800 vorzustrecken; Thugut rieth, diese Summe auf vortheilhafte Weise zu verwenden und Zwölfkreuzerstücke in großer Menge zu prägen, die Löhnungen der Armee damit zu bezahlen, den Rest aber zu hinterlegen.*)

Auch nach Beendigung des Krieges wurde die Kupferausmünzung behufs Verringerung des Abganges fortgesetzt, obgleich von einigen Seiten die bedenkliche Maßregel mit dem Hinweise bekämpft wurde,

---

*) Protokoll der geheimen Conferenz 8. Mai 1800. Anwesend der Kaiser, Kolowrat, Colloredo und Thugut.

daß die Kupfermünze die Silberscheidemünze aus dem Verkehre dränge. Die Notenpresse sollte ruhen, dafür sollte die Prägung von Kupfermünzen um so energischer betrieben werden. „Man gab lange unvorsichtig und ohne Ziel und Maß Bancozettel aus, jetzt fühlt man die üblen Folgen," heißt es in einer „Ueber Kupferausmünz" betitelten erzherzoglichen Denkschrift, „aber gegenwärtig münzt man ebenso unmäßig Kupfer aus. Man ist froh, sich dadurch für den Moment zu helfen und statt anderer Mittel, über die man debattirt und zu keinem Schlusse kommt, Kupfersechser ohne Ende in die Welt zu senden. Man häuft die Hindernisse des Curses mit einer unbegreiflichen Sorglosigkeit, weil man zu bequem ist, über eine Controverse sich zu vereinigen, weil man nicht die Güterbesitzer, nicht die Hauseigenthümer, nicht die Trinker fremder Weine, nicht die reiche Geistlichkeit, nicht Alle, die bequem zahlen können, um einige Thaler besteuern will. Man täuscht sich, greift auf Interimsmittel, zu deren durchaus nothwendigen Redressirung man am Ende doch alle Jahre jene Ressourcen anwenden muß, denen man jetzt ausweicht, um — düstere Gesichter zu verhüten. Je länger man diese besseren Mittel verschiebt, desto umfassender wird das Uebel, desto drückender müssen dann die Mittel sein.

Man fahre nur noch einige Jahre mit der Kupferausmünzung fort und man wird dann fühlen, daß die Kupfermünzen in ebenso ungeheurem Uebermaße existiren, wie jetzt die Bancozettel. Das Kupfer wird auf eine zu Grunde richtende Tiefe herabsinken, man wird dann ohne Rettung allen Classen das Doppelte auflegen müssen, wo jetzt mit der Hälfte könnte ausgelangt werden. Es ist ein trauriger Circulus vitiosus: man gab eine Masse Bancozettel aus, um die Vierundzwanzig- und Zwölfkreuzerstücke aus dem Verkehre zu nehmen, jetzt will man des Jahres einige Millionen Bancozettel tilgen und dafür neun Millionen Kupfersechser des Jahres ausmünzen. Wohin soll das noch Alles führen, wenn man nicht andere Maßregeln ergreift?"

Im Februar 1802 machte Graf Kolowrat den Vorschlag, die Scheidemünze aus dem Umlauf zu bringen. In erster Linie faßte er die Zwölfkreuzerstücke in's Auge, die nach einer bestimmten Zeit, etwa nach drei Monaten, nur bei den Staatscassen bei Zahlungen und Capitalsanlagen zu 4 Procent noch angenommen werden, nach acht Monaten „nur als Pagament gelten" sollten. Principiell erklärte sich der Erzherzog mit der Einlösung dieser Münzen zu ihrem vollen Nennwerthe einverstanden, weil die redliche Erfüllung des bei der ersten Ausgabe gegebenen Versprechens eine vortheilhafte Wirkung auf die

öffentliche Meinung oder, was einerlei sei, auf den Credit haben müßte. Auch die vorgeschlagene Art der Einlösung erschien ihm zweckmäßig, indem die Einlösung gegen baares Geld unmöglich, gegen Bancozettel höchst verwerflich und ein gezwungenes Anlehen für die ganze Summe der im Umlaufe befindlichen Zwölfer für einen großen Theil der Besitzer äußerst drückend wäre. Ob aber überhaupt schon jetzt, bemerkt der Erzherzog in seinem Gutachten, und in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge und ehe noch der so dringend nothwendige allgemeine Finanzplan festgesetzt sei, der Zeitpunkt diese Einlösung vorzunehmen wäre, sei eine Frage, die umsomehr erwogen werden müßte, als sich bei der Ausführung dieser, sowie jeder partiellen Maßregel Schwierigkeiten finden, die nur im Zusammenhange mit dem Ganzen richtig beurtheilt und gelöst werden können. Wenn die Zwölfkreuzerstücke als Zahlungen angenommen werden sollen, so werde Jedermann aller Wahrscheinlichkeit nach so viel als möglich trachten, seine Schuldigkeit in dieser Münze zu bezahlen, keineswegs aber vierprocentige Staatspapiere annehmen.

Wenn also binnen acht Monaten bei den Cassen 24 Millionen Zwölfer eingehen, so werden diese bei der Umprägung in andere Münzsorten kaum 15 Millionen machen und die diesfälligen Staatseinnahmen sind also um 10 Millionen verringert. Es frage sich daher: ist dieses Deficit bedeckt und durch welche Mittel; auf der anderen Seite erwachse dem Staate durch die Capitalsanlage der übrigen 90 Millionen eine jährliche neue Zinsenlast, eine Ausgabevermehrung von 3·6 Millionen, für deren Bedeckung ebenfalls wieder gesorgt werden müsse; 115 Millionen Zwölfkreuzerstücke geben bei der Umprägung in besseres Geld nur 67 Millionen; 48 Millionen gehen also für die Circulation ganz verloren und selbst von jenen 67 Millionen werden bei dem langsamen Gange der Umprägung am Ende des achten Monats, wo bereits alle Zwölfer eingezogen werden sollen, nicht mehr als etwa 46 Millionen wieder in Umlauf sein. Da diese Summe weit unter derjenigen stehe, welcher die Monarchie zum täglichen Verkehr unumgänglich bedürfe, so sei eine Stockung zu besorgen, welche nachtheilige Folgen haben könne. Die Einlösung der Zwölfer dürfte ungleich zweckmäßiger alsdann sein, wenn zugleich wegen Verminderung des Papiergeldes wirksame Maßregeln ergriffen und die gesammten Finanzoperationen miteinander in Verbindung gesetzt werden. Nur vereint und gut combinirt können sie die Wirkung hervorbringen, die man sich davon verspricht; einzeln müssen sie ihren Zweck, wo nicht ganz, so doch großentheils verfehlen.

Alle diese Maßnahmen hatten jedoch den beabsichtigten Erfolg nicht, die Masse der Bancozettel zu verringern. So wie früher ohne Rücksicht auf die Folgen zur Ausgabe des Papiergeldes gegriffen wurde, um über die augenblickliche Verlegenheit hinwegzukommen: mit derselben Leichtigkeit wurden auch nunmehr die mannigfachsten Pläne ersonnen, die Papierfluth einzudämmen, als ob es ebenso leicht wäre, Noten aus dem Verkehre zu ziehen wie auszugeben. Erzherzog Karl erblickte in dem großen Banknotenumlauf einen Krebsschaden der Finanzen, ohne sich mit etwa vorgeschlagenen Maßnahmen zur plötzlichen Verminderung der Zettelmenge befreunden zu können. Eine zu rasche Tilgung war seiner Ansicht nach eher nachtheilig als vortheilhaft. Die Behauptung, daß der schlechte Curs der österreichischen Papiere ausschließlich von der Menge der im Umlauf befindlichen Bancozettel herrühre, bezeichnete er als nicht begründet. Wahr sei nur, daß sie zum Sinken des Papiergeldwerthes mit beitrage, einen größeren Einfluß aber habe die allgemeine Ueberzeugung, daß mit der Bancozettelerzeugung noch immer fortgefahren werde und kein Ende abzusehen sei. Es sei übrigens gewiß, daß der Staat, der die Bilanz für sich habe, auch den Curs für sich gewinnen müsse und umgekehrt, müsse jener Staat, der die Bilanz gegen sich habe, auf vortheilhafte Curse verzichten.

Ganz richtig unterschied Karl zwischen Handels- und Zahlungsbilanz. Ob die erstere eine ungünstige sei, wollte er ununtersucht lassen, obgleich ihm das Ergebniß nicht zweifelhaft schien, da einige der wichtigsten Ausfuhrartikel im Preise gesunken seien. Aber die Zahlungsbilanz sei entschieden eine unvortheilhafte, da viele Zinsen in's Ausland wandern. Bei dieser Lage, meinte er, würde der Curs gegen Oesterreich sein, selbst wenn man auf einmal Millionen Bancozettel in Gold verwandeln könnte. Von dieser Seite müsse geholfen werden, nur diese Hülfe könnte gründliche Heilung bringen. Man müsse durch alle Mittel den Geldausfluß hemmen und fremdes Geld ins Land zu bringen suchen. So lange nicht entscheidende Maßnahmen für die Bilanz Oesterreichs getroffen werden, so lange könne Conventionsgeld sich im Lande nicht erhalten.

Die „Anstalten", welche zu diesem Behufe getroffen werden könnten, besprach der Erzherzog in einer selbstständigen Denkschrift: „Einige Ideen zur Verbesserung der Curse". Die Quellen, wodurch das einheimische Geld ohne Gewinn außer Landes geht, müssen verstopft werden; fremde Luxusartikel, für die man im Lande entsprechende

Surrogate habe, sollen mit Gütereinfuhrzöllen belegt werden, um den Consum und die Ausfuhr von Geld herabzumindern; der Antrag der Creditscommission, die Einfuhrzölle auf alle Waaren, die außer Handel gesetzt sind, auszudehnen, wird befürwortet und die Ausdehnung dieser Maßregel auf alle auswärtigen Artikel, die für die Fabriken nothwendigen Rohstoffe ausgenommen, in Vorschlag gebracht. Auch soll untersucht werden, ob es nicht rathsam sei, die Einfuhr von Kaffee, Zucker, Gewürzen, überhaupt von allen Colonialwaaren nur ausschließlich über die österreichischen Seehäfen zu gestatten, über die Landgrenze aber zu verbieten. Diese Artikel können über Hamburg nicht so wohlfeil nach Oesterreich kommen, als über Triest; auch werden die fremden Schiffe einige österreichische Waaren als Rückladung nehmen; Leinwand, Eisen und Glaswaaren werden ihren Zug nach dem Adriatischen Meere nehmen und vielleicht auch die Ausfuhr anderer Artikel befördert werden. Für Quecksilber, Kupfer, Salz und andere Erzeugnisse der staatlichen Bergwerke könnten beträchtlich höhere Summen hereingebracht werden. Karl wirft auch die Frage auf, ob von Seite der Regierung nichts geschehen könnte, die Ausfuhr ungarischer Weine zu befördern; er lenkt die Aufmerksamkeit des Kaisers auf Venedig, um sich einen umfassenden Vortrag erstatten zu lassen, ob es nicht der Mittelpunkt des Levantehandels werden könnte, welche Maßnahmen etwa zu ergreifen seien, um fremde große Häuser zur Ansiedelung daselbst zu bewegen, den Commissionshandel zu befördern, den Handelszug über Tirol festzuhalten, trotz der von den Franzosen über den Splügen und Simplon angelegten Straßen.

Neben diesen, wenn auch vielfach anfechtbaren, doch von großen Gesichtspunkten durchsetzten Vorschlägen finden sich allerdings auch kleinliche Maßnahmen. So wird der Aufmerksamkeit der Staatsverwaltung empfohlen, „da jeder Ausfluß des guten Geldes der Circulation zu empfindlich sei“, zu erwägen, ob nicht der längere Aufenthalt reicher Cavaliere im Auslande besteuert werden könnte, ob bei Adelsverleihungen und Standesgebühren ein Theil der Taxen in Conventionsmünze zu entrichten sei und die Erbsteuer in hartem Gelde zu fordern sei.

Zu den beliebten Finanzplänen damaliger Tage gehörten die Lotterieanlehen. Von allen Seiten liefen mannigfache Vorschläge ein, auf diesem Wege die Heilung zu versuchen und den Notenumlauf zu verringern. Einige derselben werden auch von Karl befürwortet. „Um aus der gegenwärtigen äußerst bedenklichen Lage zu kommen,“ heißt es in einer Denkschrift über den Plan einer Staatslotterie zur Einziehung

und Vernichtung einer beträchtlichen Summe Bancozettel, „sei nebst der Einführung einer besseren Wirthschaft schlechterdings kein anderes Mittel als Verminderung, Einziehung und Vernichtung der täglich mehr sinkenden Bancozettel.“ Ein in Berathung stehender Antrag ging dahin, daß auch Nietenlose dreiprocentige Obligationen für die gesammte Einlage erhalten und auf diese Weise binnen fünf Jahren 147 Millionen Noten aus dem Verkehre gezogen werden sollten. Karl befürwortete denselben, namentlich aus dem Grunde, „weil es der Würde des Kaisers nicht angemessen wäre, blos durch den Reiz des Spieles und gleichsam durch versteckte Kunstgriffe das Vermögen der Unterthanen um die oben erwähnte Summe zu schmälern.“ Ohnehin sei der Vortheil für den Staatscredit durch die Einziehung und Verminderung des Papiergeldes groß genug. Allerdings die von „moralischer Seite hergenommenen Einwendungen“ kommen auch in Betracht, aber der Erzherzog glaubte, daß diese nicht so sehr ins Gewicht fallen. „Niemand werde dazu gezwungen, sondern es stehe in dem freien Willen eines Jeden, daran theilzunehmen oder nicht.“ „Uebrigens,“ fügte er hinzu, „gebiete das Wohl und die Noth des Staates, sich jetzt über Bedenklichkeiten dieser Art hinwegzusetzen. Es müsse endlich einmal etwas geschehen, um die übermäßige Menge von Bancozetteln ohne neue beschwerliche Last für den Staat zu vermindern. 29 Millionen jährlich können von den Unterthanen auf keine bessere Art erhalten werden, als es freiwillig durch die bloße Lust am Spiele geschehe, bei welchem man etwas verlieren, aber auch gewinnen könne.“

(Schluß folgt.)

Graf Franz Stadion.

Nach Briefen an Franz Freiherrn von Pillersdorff aus den Jahren 1846 bis 1848.

Von Joseph Alexander Frhr. v. Helfert.

II.*)

Nach dem Scheiden des mit so unverdientem Undank gelohnten Civil- und Militärgouverneurs Erzherzogs Ferdinand Karl von Este hatte der nahezu siebenzigjährige Vicepräsident Franz Baron Krieg von Hochfelden die einstweilige Leitung des galizischen Landesguberniums übernommen und war dann anfangs 1847 der Gouverneur von Mähren als bevollmächtigter Hofcommissär nach Lemberg geschickt worden. Graf Rudolf Stadion ließ sich seinen Auftrag angelegen sein, bereiste das Land nach allen Richtungen, nahm überall die Beamten in scharfes Augenmerk und traf provisorische Verfügungen, durch welche er eingerissenen Mißbräuchen zu steuern hoffte. Inzwischen war man in Wien zu dem Entschlusse gekommen, das ausgedehnte Land in zwei Verwaltungsgebiete zu theilen und vor allem einen Gouverneur nicht in einstweiliger, sondern in bleibender Stellung an die Spitze zu stellen, indem man von der richtigen Ueberzeugung ausging, daß ein Wechsel in der Leitung dieser nach den blutigen Vorfällen von 1846 in allen Fugen ächzenden Provinz der Herstellung gesicherter Zustände nicht zum Vortheil gereichen würde. Dieser Gouverneur sollte für's erste die Gesammtregierung führen, so daß ihm auch der Präsident der Krakauer Gubernialcommission untergeordnet wäre; nach durchgeführter administrativer Theilung sollte er das östliche Gubernium mit dem Sitze in Lemberg leiten, so jedoch, daß er von allen wichtigeren Vorfällen im

---

*) I. Siehe „Oesterr.-Ungar. Revue“. 1887. Heft I.

westlichen Verwaltungsgebiete mit der Hauptstadt Krakau in Kenntniß erhalten, und ihm der Einfluß in allen Regierungsgrundsätzen im Großen gewahrt würde. Zu diesem verantwortlichen Posten nun glaubte der Oberste Kanzler Graf Inzaghi „nach Würdigung aller dermaligen Länderchefs" dem Kaiser keinen geeigneteren Mann vorschlagen zu können, als den Grafen Franz Stadion von Triest, wobei er darauf hinwies, daß Stadion in den Jahren 1828—1832 als überzähliger Kreiscommissär in Galizien „mit Auszeichnung" gedient habe und eine Herrschaft daselbst besitze, daher in dieser zweifachen Eigenschaft kein Fremder im Lande sei.*) Eine Frage war nur noch, was für Triest vorzukehren sei, da man auch dem dortigen Stellvertreter des Gouverneurs Grafen Heinrich von O'Donell eine andere Bestimmung zudachte, so daß also dem küstenländischen Gubernium eine doppelte Verwaisung bevorstand.

Die Erörterung dieser Verhältnisse gedieh nicht sogleich zum erwünschten Abschlusse, und so finden wir Stadion im Frühjahre 1847 ganz erfüllt von der großen Aufgabe, die zu lösen ihm bevorstand, aber zugleich voll Ungeduld, seinen neuen Posten antreten zu können, während Woche um Woche verging, ohne daß seine Abberufung von Triest erfolgte. „Die Regierung," schrieb er am 7. Mai sarkastisch an Pillersdorff, „scheint nach dem großen efffort (ich schreibe mit Vorbedacht drei fff), den sie gemacht hat, einen Gouverneur für Galizien zu ernennen, wieder Athem schöpfen zu können und eine Weile ausruhen zu wollen. An meine Enthebung von hier wird vielleicht gedacht, vielleicht auch nicht, aber nichts gethan. Ich hatte auf O'Donell's Rückkunft gebaut. Ich war im Irrthum. Es scheint, die Stelle des Vicepräsidenten in Mailand ist wichtiger und dringender besetzt zu sehen als jene des chefs in Lemberg." In seiner Aufregung schickte Stadion seinen Präsidialsecretär Öttel nach Wien, um dem Obersten Kanzler die dringendsten Vorstellungen zu machen: „ich schicke ihn auf execution als Strafboten." Pillersdorff hatte kurz zuvor eine Krankheit durchgemacht; Stadion gratulirte ihm zu seiner Genesung: „es wäre zum verzweifeln gewesen, wenn die Monarchie diese Stütze hätte lange entbehren müssen." Er empfahl ihm „den trefflichen Öttel" und bat ihn, demselben „als Keil die wahre Direkzion zu geben." Stadion's Meinung war, man möchte

---

*) Archiv des Min. d. Inn. 1847, A. H. Entschl. vom 20. Febr.; Vortrag der Hofkanzlei vom 13. März, Z. 292 P., A. H. Entschl. vom 31. März; Hofkanzleivortrag vom 11. April, Z. 488 P., A. H. Entschl. vom 21. April.

nicht erst die Ernennung des Hofrathes für Triest abwarten; man werde wohl jemand finden, „der gegen Diäten die Sache hier auf 14 Tage oder 14 Monate zu leiten übernimmt. Gott im Himmel!", preßte es ihm aus, „was für Aussichten eröffnet mir diese Rathlosigkeit für meine künftige Stellung. Ich verliere den Muth nicht, weil ich nicht will; aber Ursache dazu hätte der entschiedenste Mann."

Endlich kam die Lösung. Altgraf Robert Salm-Reifferscheid, unter Erzherzog Stephan zweiter Präsident des böhmischen Guberniums, seither „Verweser" desselben, sollte den Triester Posten übernehmen, Graf Rudolf Stadion Gouverneur von Böhmen werden, Graf Leopold Lažanský, Vicepräsident des Lemberger Guberniums, in gleicher Eigenschaft nach Brünn gehen. Stadion schied von Triest unter dem aufrichtigen Beileid aller Classen der Bevölkerung, und hielt sich vorerst einige Zeit in Wien auf, um, wie ihm die Hofkanzlei nahegelegt hatte, „sich von den in der letzten Zeit getroffenen oder in der Ausführung begriffenen Einrichtungen zu unterrichten und jene Ergänzungen und Modificationen zur näheren Besprechung zu bezeichnen, welche ihm dringend und wünschenswerth erscheinen".

Unter welch' seltsamen Umständen der neue Gouverneur in Lemberg eintreffen sollte; wie unter seinem energischen Walten bald alles eine andere Gestalt gewann; wie sein wohlwollendes und umsichtiges Auftreten das Vertrauen der besseren Elemente weckte; wie neue Hoffnungen, schönere Aussichten in die Zukunft die gedrückten Gemüther aufrichteten; wie dann aber der Ausbruch der Märzereignisse alles wieder in Frage stellte, das kaum zur Ruhe und Ordnung gebrachte Land in allgemeine heftige Aufregung versetzte — das alles kann uns hier nicht weiter beschäftigen;*) es sollen nur einige Hauptpunkte hervorgehoben werden, zu denen Stadion's Briefe an Pillersdorff Veranlassung bieten. Am 18. März hatte Stadion auf außeramtlichem Wege die Ereignisse der Wiener Märztage erfahren und nicht gesäumt, davon weitere Mittheilung, gleichfalls auf außeramtlichem Wege, machen zu lassen. Wie in allen anderen Städten der Monarchie, rief auch in Lemberg diese Kunde sogleich die größte Aufregung hervor. Schon am 19. traten in der Gewerbeakademie eine Anzahl von Personen zusammen, die eine Petition in zwölf Punkten beschloß, dafür in aller Eile von jedem, der zu haben war, Leuten aus der gemeinsten Volksclasse, unreifen Jungen, Juden u. dgl. Unterschriften sammelte

*) S. meine „Geschichte Oesterreichs ꝛc.", III, S. 26—35.

und, begleitet von einer großen Volksmenge, die sich vor dem Gebäude angesammelt hatte, sich zu dem Gouverneur begab, der ihre Wünsche an den Thron des Monarchen gelangen zu lassen versprach. Am 20. und 21. waren die Collegien geschlossen, alles war, nachdem inzwischen die Wiener Zugeständnisse bekannt geworden, mit der Errichtung der Nationalgarde, mit der Bewaffnung der Studenten, mit der Wahl der Officiere beschäftigt. Dazwischen Ansammlungen in den Straßen, auf den Plätzen; Standreden an die Menge wurden gehalten, Anträge gestellt, zu deren moralischer Unterstützung aufgefordert. Der Schneidergeselle Jan Dymnicki, ein energischer Fanatiker, erhitzte sich für die allgemeine Bewaffnung, an welcher nicht blos Bürger und Meister, sondern auch Gesellen theilhaben sollten. Die Literaten Joseph Dzierzkowski und Johann Dobrzański, Letzterer Redacteur einer Zeitschrift, sprachen mit Leidenschaft, namentlich Dobrzański, ein Schwärmer für die Selbstständigkeit Polens, der sich bis zur Erschöpfung abmühte, so daß es am Ende den Anschein hatte, er sei verrückt geworden. Was diese Eiferer am meisten verlangten und womit sie nicht erst auf die Verwilligung aus Wien warten zu können erklärten, war die Befreiung der politischen Gefangenen, die zuletzt Stadion gewähren mußte. Sie fand am 22. Morgens unter ungeheuerem Jubel der aufgeregten Massen statt, worauf alles ein freundliches Ansehen zu gewinnen schien. Ueberall sah man weiße Cocarden, die Zeitungen druckten was sie wollten, die Nationalgarde, vorläufig nur mit Säbeln bewaffnet, bezog mehrere Posten. Nachmittags erschienen die Studenten aller Facultäten und zahlreiche Bürger vor dem Gouvernementsgebäude, Stadion stellte die Ausfolgung von Waffen unter der Bedingung in Aussicht, daß man dieselben nur gegen die Feinde des Vaterlandes gebrauchen wolle; vorerst jedoch müsse das Regulativ zur Organisirung der Volkswehr abgewartet werden. Abends war die Stadt illuminirt; man sah Transparente: „Es lebe Polen!“ „Es lebe der constitutionelle König Ferdinand von Polen!“ u. dgl.

Am 25. März Abends traten 42 Personen in der Wohnung des Schneidermeisters Thomas Kulczycki, Herausgebers eines Modejournals, zusammen und beschlossen eine Adresse und Deputation nach Wien. Es waren zehn Gutsbesitzer, acht Advocaten und Advocatursconcipienten, sechs Kaufleute, fünf Geistliche von allen Confessionen und Riten, wie denn die Gleichstellung aller Religionsbekenntnisse einen der Hauptpunkte der Petition bildete, vier Journalisten und Literaten, ebensoviel Schneider, darunter ein Geselle, zwei Beamte, zwei Studirende, ein Schauspieler. Unter den Gutsbesitzern ragten Fürst Georg Lubomirski

durch Geist, Bildung und Charakter. Graf Leszek Borkowski, eigentlich Alexander Dunin-Borkowski, durch sarkastischen Witz, Unruhe und aufdringliches Wesen hervor. Borkowski gehörte zugleich dem Literatenthum an, wo neben ihm Joseph Dzierzkowski und Johann Dobrzański die erste Rolle spielten und als Abfasser der Adresse bezeichnet wurden. Unter den 37 Laien befanden sich der Kaufmann Jan Rydel, ursprünglich Riedel, und der Advocaturssecretär Weigarten, dem Namen nach Deutsche, der Gesinnung nach entbrannte Polen, und ein einziger Ruthene, der Fiscaladjunct Cyril Więkowski, Mitdirector des stauropigianischen Instituts, ein gemäßigter Mann von Begabung. Verhältnißmäßig stark vertreten war das jüdische Element; von den sechs Mitgliedern aus dem Handelsstande gehörten ihr vier an: Meyer Mises, Horowicz, Münz und Hersch Bernstein, keiner in politischer Hinsicht von besonderer Bedeutung.

Nachdem die Adresse von den Versammelten angenommen und unterschrieben, wurde sie dem in Masse zusammengeströmten Volke vom Balcon herab vorgelesen und von diesem mit stürmischem Zuruf begrüßt. Eine Sendschaft von zwölf Personen sollte die Adresse nach Wien bringen und daselbst dem „constitutionellen König von Polen“ überreichen. Den Veranstaltern selbst mochte der Zweifel aufsteigen, wie sie dazu kämen, im Namen des Landes Galizien aufzutreten, da sie ja doch von niemand ein Mandat hatten; sie suchten daher für sich Stimmung zu machen, zeigten sich auf der Straße, in Versammlungen, im Theater im Nationalcostüm, um Aufsehen zu erregen und von sich reden zu lassen, als ob die Jugend und die Masse der Bevölkerung zu ihnen stünde. Außer der Lemberger Adresse und Deputation gab es noch andere aus verschiedenen Gegenden des Landes, das bereits in allen seinen Theilen außer Rand und Band zu gerathen drohte. Denn wenn der Adel und die Intelligenz nach jenem Ziele trieb und schürte, das ihnen als „polnische Freiheit“ vorschwebte, so gährte es kaum minder heftig unter den Bauern, in denen die Leidenschaften von 1846 wieder auflebten und die sich zum Schutze der Regierung, gegen die sie jene Bewegung gerichtet glaubten, herandrängten. In der Gegend von Tarnow stellte sich der edle Fürst Sanguszko an die Spitze einer Abordnung der Bauernschaft, die in Wien aus dem Munde des Kaisers selbst vernehmen wollte, ob es sein Wille sei, daß sie „die Herren“ in Zaum halten. Am 29. März verfaßten mehrere Edelleute und Bürger in Kolomea eine Majestätsadresse, deren Punkte so ziemlich mit der Lemberger Petition zusammenstimmten; eigenthümlich, als ein Antidotum

gegen die Stimmung unter den Bauern, war nur § 13: „daß bei allen Verfügungen oder Bekanntmachungen an das Landvolk das Kreisamt an die vorläufige Beiziehung zweier Glieder aus dem Stande der Edelleute gebunden sein soll.“ Es hatten nämlich an einigen Orten Officiere sich an Gemeindevorstände gewendet, denen sie Gehorsam und Achtung der Gesetze an's Herz legten, worin aber die Angst der Gutsherren geheime Instructionen zur Aufreizung gegen den Adel witterte. Eduard Bach, Kreishauptmann von Kolomea, that alles mögliche, um den Edelleuten dieses Mißtrauen zu benehmen.

Stadion benützte die ersten Augenblicke, die ihm der Sturm der Ereignisse einigermaßen frei ließ, um nach Wien zu berichten und sich Weisungen zu erbitten. Er setzte einen Vortrag an den Kaiser „über die allerunterthänigste Adresse mehrerer galizischer Insassen zu Gunsten der Provinz“ auf; dieselbe sei, berichtete er, „nicht in einer geregelten, gehörig geleiteten Versammlung zu Stande gekommen, nicht das Resultat reiflicher Ueberlegung und gründlicher Erörterung, sondern ein Werk der Eile“; sie habe zwar zahlreiche Unterschriften, aber nicht von Gewicht, so daß „ich mir selbst die Ueberzeugung verschafft habe, daß manche eigentlich gar nicht wußten, was sie unterfertigten, weil sie, vom dicht gedrängten Volke umgeben, sich scheuten, Anstände zu erheben und Aufklärung über das, was sie unterschreiben sollten, zu verlangen.“ In einem Berichte an Pillersdorff hob er gleichfalls hervor, daß die seinerzeitigen Ueberreicher der Adresse „keine Deputirten sind und somit auch auf die Behandlung als solche durchaus keinen Anspruch machen können, und daß es bedenklich sein dürfte, diese Individuen als Deputirte zu behandeln.“ Er legte seinem Berichte eine Liste der Erwählten bei und gab eine kurze Charakteristik derselben.*) Auch auf

*) Min. d. Innern 1848, Nr. 369, M. J., Vortrag an den Kaiser vom 24. März, Z. 3953, Präsidialbericht an Pillersdorff vom 26. mit beiliegendem „Verzeichniß der Mitglieder der Lemberger Adreßdeputation nach Wien“, welches letztere Pillersdorff am 2. April, Nr. 271 M. J., dem Hofrath und Polizeidirector von Wien August Martinez „zur Wissenschaft und geeigneten Benützung“ mittheilte. Es seien aus dieser interessanten Charakteristik einige Namen herausgehoben:

1. Fürst Georg Lubomirski, über 30 Jahre, Gutsbesitzer. Besitzt viel Geist, ist vielseitig und wissenschaftlich gebildet. Sein Betragen war tadellos, wiewohl er sich in der letzteren Zeit den Demokraten näherte, wohl mehr aus Berechnung denn aus Ueberzeugung.

3. Leszek Borkowski, gegen 40 Jahre, Literat und Gutsbesitzer. Als Literat (Geschichtsforscher) nicht ohne Talent, jedoch in hohem Grade arrogant,

vertraulichem Wege wendete sich Stadion an Pillersdorff, worin er ihn besonders bat, seine „Schilderung der Personen möglichst wenigen Leuten zu zeigen, da in den constitutionellen Staaten das Geheimniß halten selten zu finden ist.“ Er halte zwar mit seinen Ansichten keineswegs hinter dem Berge, spreche sich vielmehr gegen Jedermann sehr offen aus; auch könne er jedes Wort vertreten, das er geschrieben. „Allein ich hätte doch Schwierigkeiten zu erwarten, wenn meine Beschreibung der Deputirten bekannt würde, und Leute, die sich für sehr wichtig dünken, als unschädlich, als unbedeutend sich geschildert fänden, oder einige scharfe Andeutungen zu ihrer Kenntniß kämen; bei der schwierigen Lage, in der ich mich befinde, wäre es in der That unbillig, auch noch mit ähnlichen personalibus mich sekiren zu machen.“ Zwar versprach

---

politischen Wühlereien ergeben, aus Sucht sich bemerkbar zu machen, auch im Stande, sich der radicalsten Partei anzuschließen.

4. Joseph Dzierzkowski, über 40 Jahre, Literat. Talentvoll, durch und durch Demokrat, jedoch furchtsam, mehr für Worte als Handlungen. Bei der Aufregung vom 20. und 21. war er einer der Hauptredner, jedoch eher gemäßigt, hat sich vielerlei Geldschmutzereien, insbesondere einer Veruntreuung fremden Gutes, schuldig gemacht.

5. Johann Dobrzański, gegen 30 Jahre, Redacteur einer Zeitschrift. Talentvoll und sehr unterrichtet. Verließ die Studien der Rechte im ersten Jahre. Sonst scheu, in der Aufregung aber zu Allem fähig und hat besonders Talent, auf das Volk zu wirken. Auch ist er durch und durch Demokrat.

10. Karl Hubicki, gegen 40 Jahre, Gutsbesitzer. In keiner Beziehung hervorragend, aber sehr thätig, dabei besonnen, und wenn auch ein heißer Patriot, so gehört er gleichwohl nicht zur überspanntesten Coterie.

11. Dymnicki Jan, gegen 28 Jahre, Schneidergesell. Durchgehends mittelmäßig, fanatisch, aber kein Wagehals; stand wegen Urkundenverfälschung in Untersuchung und wurde ab instantia entlassen.

14. Marian Dylewski, 37 Jahre, Dependent, Dr. der Rechte. Ein eminenter Geist und viel wissenschaftliche Bildung, politisch gemäßigt, im Jahre 1845 wegen Hochverraths ab instantia entlassen.

17. Cyril Wiekowski, 40 Jahre, Fiscaladjunct. Viele Talente und Bildung und in keiner Beziehung exaltirt, gr. n. un.-Religion, Mitdirector des stauropigianischen Instituts.

19. Riedel (Jan Rydel), Kaufmann. In jeder Beziehung höchst mittelmäßig, politisch scheinbar exaltirt.

20. Meyer Mises (Israelit), Handelsmann. Ein kluger Geldmann.

21. Ludwig Dolański, 40 Jahre, Advocat. Ein guter Kopf, nicht ohne Bildung, jedoch ohne Thatkraft, politisch gemäßigt, sehr ehrlich als Geschäftsmann.

24. Thomas Kulczycki, gegen 45 Jahre, Schneidermeister. Ein sehr beschränkter Mensch, der für einen Patrioten gelten möchte.

38. Kohn, Rabbiner. Gescheidt.

er sich, falls die Deputation nach Wien abginge, durch „die Entfernung mehrerer Sprudelköpfe" für einige Tage Ruhe; allein bei ihrer Rückkunft würden sie nur um so größere Confusion machen. Es werde alles Weitere davon abhängen, welche Behandlung man ihnen in Wien werde zu Theil werden lassen: „sehen diese Leute dort Unentschlossenheit, Zweifel, so werden sie hier nicht zu bändigen sein; denn wittern sie Schwäche, so sind sie herausfordernd, impertinent."

Was Stadion in den wenigen Tagen nach dem Zusammenbruch des alten Systems verfügt hatte, war von ihm im Drange der Umstände nach eigenem Ermessen und auf eigene Verantwortlichkeit gethan. Allein so konnte es nicht weiter gehen. Er mußte wissen, wie man im Mittelpunkt des Reiches vorzugehen gedachte, um darnach sein Handeln an diesem entlegenen Punkte der Monarchie einzurichten. Er bat Pillersdorff dringend um Weisungen, „um das Land und mich aus den Zweifeln zu reißen, in denen wir Alle über die Absichten der Regierung schweben. Bis jetzt kann ich nur die Leute vertrösten auf das, was kommen wird. Allein sie werden ungeduldig, und Monate lang ist diese Spannung nicht zu halten; alles demoralisirt sich, weil kein Mensch weiß, was die Regierung will, und dadurch Muth verliert und Vertrauen." Er bat dringend um „Mittheilung irgend eines Programms"; bis jetzt habe er noch gar nichts erhalten, was ihm die Richtung anzeigen könnte, die man in Wien einzuschlagen vorhabe. „Ich will meine Schuldigkeit thun, ohne alle Rücksicht auf meine Person thun; allein wissen sollte ich doch, wohin die Regierung zielt." Bezüglich der Volksbewaffnung hatte Stadion die Dränger auf „demnächst erscheinende Normen" verwiesen; aber diese Normen wollten immer nicht kommen, und doch war in einem Lande wie Galizien eine umsichtige Einrichtung der Nationalgarde dringend geboten. Müßte nicht, stellte er den Städtern und Edelleuten vor, das kaum beruhigte Landvolk neuerdings mißtrauisch werden und, Angriffe von Seiten der „Herren" besorgend, Gegenanstalten treffen? Die Wiener Regierung aber machte er auf die Gefahr aufmerksam, Leuten Waffen in die Hand zu geben, die sie nur gebrauchen würden, Jene, die sie ihnen bewilligt, damit zu schlagen. Denn darüber dürfe man sich keiner Täuschung hingeben, daß die Tendenz vorherrsche, „sich von Oesterreich loszusagen, sich ad instar von Ungarn selbstständig zu machen." Im Posen'schen sei bereits der bewaffnete Aufstand ausgebrochen, dessen Ziel kein anderes sei, als sich von Preußen zu befreien. „Was sagt man in Wien zu diesen Bestrebungen, Polen wieder herzustellen?" Es kamen über ihn Stimmungen, wo er alles

für verloren hielt, sich selbst in erster Reihe: „Ich kann nicht leugnen, daß ich auch nicht eine Minute länger auf meinem Posten bliebe, wenn dieser nicht einer von jenen wäre, wo man alle Tage erschlagen werden kann und den man daher um seiner Ehre willen nicht verlassen darf, ehe die Gefahr vorüber ist.“

Wer wollte verkennen, daß Stadion in seiner exponirten Stellung in vollem Rechte war, auf genaue Weisungen aus Wien zu dringen und es der Regierung zum Vorwurfe zu machen, daß sie nur Freiheiten im Grundsatze ausgesprochen, ohne gleichzeitig die gebotenen Schranken zu bezeichnen, innerhalb deren der Genuß derselben statthaft sei? Wenn diese Beschränkungen, bemerkte er mit gutem Grund, gleichzeitig mit der Gewährung selbst wären gegeben worden, so würden selbst schärfere Bestimmungen, wie z. B. über den Gebrauch der freien Presse, mit Dank begrüßt worden sein; „jetzt wird das allerliberalste Gesetz als eine Beschränkung der genossenen Freiheit, als ein Rückschritt Mißmuth erregen.“ Bekanntlich ist dies in Wien mit dem Preßgesetz vom 1. April buchstäblich eingetroffen, und es zeugt gewiß für den staatsmännischen Blick Stadion's, solches vorausgesehen zu haben. Allein anderseits muß man zugeben, daß jene Forderung von dem Gouverneur einer einzelnen Provinz leichter zu stellen, als von der allseits bedrängten, mit Bitten und Wünschen aus allen Ländern umstürmten Centralregierung zu erfüllen war. Am 15. März in Wien die Preßfreiheit bewilligen und im selben Augenblicke mit einem Preßgesetz hervortreten, war ein Ding der Unmöglichkeit. Stadion meinte freilich, und auch in diesem Punkte traf er das richtige, eine weniger gute Verfügung sei besser wie gar keine; denn die weniger gute lasse sich später verbessern, während gar keine alles in Verwirrung bringe. Allein anderseits ist wieder zu erwägen, daß selbst eine weniger gute Verfügung ihre Zeit brauchte und daß man diese im Schwall der Wiener Ereignisse nicht sogleich fand.

In Galizien waren es vor allem zwei Fragen, die einer raschen Lösung bedurften. Die erste betraf die Verfassung. Mit dem kaiserlichen Patent vom 15. März waren ständische Einrichtungen in Aussicht gestellt, aber nichts Näheres angegeben worden, als daß die Landtage durch Beiziehung des Bürgerstandes zu verstärken seien. Doch der vierte Stand, so warf Stadion ein, solle dieser leer ausgehen? Und welches solle überhaupt die Aufgabe des ersten Landtages mitten in einer Zeit allgemeiner Gährung sein? Stadion war der Ansicht: der demnächst zu berufende Landtag habe sich einzig mit der Wahl der Abgeordneten

für den Reichstag zu befassen und wäre sodann gleich aufzulösen. Oder wolle man denselben ins Unbestimmte tagen lassen? Er werde zuletzt unbändig werden! Vor allem aber sei es nothwendig, daß die Verfassung für den Gesammtstaat so bald als möglich gegeben werde: „mit der Constitution habe ich einen Damm gegen die Tendenz (der Losreißung); ohne bestimmte Constitution habe ich gar kein Mittel, die extravagantesten Anträge und Beschlüsse zu hindern.“

Unter den Galizien insbesondere berührenden Fragen war, namentlich nach den Vorfällen im Jahre 1846, keine wichtiger als die des gutsherrlichen Unterthänigkeitsverhältnisses; wolle der Kaiserstaat Galizien behalten, schrieb Stadion an Pillersdorff, so müsse die Robotfrage entschieden werden. Für diesen Zweck hatte der zweite Gubernialpräsident Baron Philipp Krauß einen Entwurf abgefaßt, den der Gouverneur seinem Schreiben vom 3. April beilegte. Die Angelegenheit war um so dringender, als die Edelleute sowohl im Krakauischen als in Galizien im Begriffe standen, ihre bisherigen Gerechtsame, und zwar ohne Entgelt aufzugeben, ein Schritt, dessen Ziel auf den ersten Blick zu durchschauen war: „der Antrag, den Bauern die Robot zu schenken, wurde in der Absicht gemacht, eine Waffe gegen die Regierung sich zu bilden.“ Stadion erkannte es als eine Art Nothwehr der Regierung, diesem Schachzug gegenüber das Prävenire zu spielen. Um den 20. traf der Gubernialsecretär Johann Freiherr v. Metzburg aus Wien ein und brachte einen vom 17. datirten Ministerialerlaß, Zahl 867, laut dessen der Gouverneur „ermächtigt und aufgefordert“ wurde, „sogleich die Auflassung aller Roboten und unterthänigen Leistungen im Namen der Regierung gegen eine künftig zu ermittelnde Entschädigung auf Kosten des Staates auszusprechen, wobei die bestehenden Dienstbarkeiten jedoch unberührt zu bleiben haben und die dafür zu leistende Entschädigung einer künftigen Verhandlung vorzubehalten ist.“ Stadion athmete auf. „Der Erlaß vom 17. hat mich sehr gestärkt, die Regierung hat sich bestimmt ausgesprochen, und das giebt mir Muth und Kraft. Nun hoffe ich, die Richtung der Regierung kennend, meine Pflicht erfüllen zu können und ich werde thun was ich kann“. Ohne alles Säumniß wurde ein Kreisschreiben abgefaßt, 22. April, und nach allen Seiten versandt, um die hochwichtige Maßregel so schnell als möglich im Lande bekannt zu machen und allen Machinationen der regierungsfeindlichen Partei einen Damm zu setzen.

Da, gleich am Tage darauf, 23. April, kam dem Gouverneur ein vom 19. datirter Ministerialerlaß, Zahl 887, mit dem Wortlaute der

kaiserlichen Entschließung vom 17. zu, deren „Erstens“ sich jedoch vom früheren Ministerialbefehle darin unterschied, daß die unterthänigen Leistungen in Galizien nicht „sogleich“, sondern erst „mit 15. Mai 1848“ aufhören sollten.*) Stadion gerieth über diesen unerklärlichen Schritt außer sich; denn er war sich klar, daß sich das, was er auf Grund jener ersten Vorschrift „sogleich“ eingeleitet hatte, unmöglich zurücknehmen oder auch nur „modificiren“ lasse. Er sandte darum einen Eilboten ab, der vielleicht sein Schreiben noch rechtzeitig nach Wien brächte, „um die Publication des Patentes zu verhindern und eine mögliche Compromittirung der Regierung zu beseitigen“. In der That wurde die Kundmachung der kaiserlichen Entschließung vorläufig aufgeschoben. Sie erfolgte in der „Wiener Zeitung“ erst am 12. Mai (Nr. 132 Amtlicher Theil), deren Exemplare kaum vor dem 15. in Galizien bekannt werden konnten, also an dem Tage, von welchem an, dem ersten Punkte des Patentes zufolge, die Robot aufzuhören hatte, die aber nach dem gouvernementalen Rundschreiben vom 22. April im ganzen Lande thatsächlich bereits eingestellt worden war.**)

* * *

Wie zu meinem ersten Aufsatze bringe ich auch zu diesem zweiten drei Briefe Stadion's an Pillersdorff in deren vollem Wortlaute. Interessant und der Wiedergabe werth wären sie eigentlich alle; doch wurde von den anderen der Inhalt und vielfach selbst der Wortlaut in meinen Text eingefügt. Zu beachten hätte der geneigte Leser, daß sie sämmtlich in größter Eile, in einem unbeschreiblichen Andrange der Ereignisse und Geschäfte auf's Papier geworfen waren, daher alle Ansprüche auf Ruhe des Styles, auf Auswahl und sorgfältige Abwägung der Worte von vorhinein fallen müssen. „Man ist gedrängt mit der Zeit“, heißt es in einem seiner Briefe aus dieser Zeit, „daß man vor lauter dummem Zeug, das einen den ganzen Tag beschäftigt, und zwar ohne Nutzen für das Allgemeine und ohne Vortheil für den Einzelnen, gar nicht zur Arbeit kommt.“ Ich habe mir nur stellenweise erlaubt ein Komma einzuschieben oder ein vorhandenes, wo eine neue Gedanken-

*) Wortlaut des kaiserlichen Patentes in Kudler's Zeitschrift 1848, III, Nr. 118, S. 134—137.

**) Vgl. Rundschreiben Stadion's an die Kreishauptleute vom 10. Mai 1848, ebenda Nr. 119, S. 137 f.

reihe beginnt, in einen Punkt oder Strichpunkt zu verwandeln, oder einen offenbaren Lapsus zu corrigiren; im Uebrigen ist, selbst, was die Orthographie betrifft, alles beibehalten worden.

27. März.

I.

Hochgeborner Freiherr!

In zwei Berichten habe ich die Ehre gehabt Euer Exzellenz davon in Kenntnis zu sezen daß einige dreissig Leute von hier abgereist sind um als Deputazion in Wien aufzutreten. Die Entfernung mehrerer Sprudelköpfe verspricht mir durch einige Tage Ruhe, allein sie werden bei ihrer Rückkehr neuerdings Konfusion machen, und um da halbwegs zu pariren halte ich es für meine Pflicht über diesen Gegenstand mich an Euer Exzellenz zu wenden. Die Polen werden sehr auf die Volksbewaffnung dringen. Sie wollen sie in den Städten einführen, die sie für polnischer gesinnt halten als das Landvolk, um die Mittel vorzubereiten uns leichter hinauszuwerfen aus Galizien. Ich habe bisher allen Forderungen widerstanden und die Leute vertröstet auf die allgemeine Organisirung der Nazionalgarde, ich habe gedeutet auf die Gefahr wenn die Bauern durch diese Bewaffnung der Städte mißtrauisch werden und sich zur Gegenwehr gegen den vermeinten Angriff der Herren richten, auf die Schwierigkeit ohne feste Normen die Nazionalgarde an vielen Orten gleichzeitig einzuführen, die besitzenden Bauern von der Bewaffnung auszuschliessen. Es ist eine äusserst gewagte Sache dem Lande hier Waffen zu geben, wo die Parthei des Adels und des Landmannes sich so bitter hassen, von Seite der Regierung eine traurige Sache Leuten Waffen zu geben die sie mit Freuden empfangen, als Werkzeuge den Geber der Waffen mit zu schlagen. Muß dieses Uebel der Bewaffnung dem Lande werden, so bitte ich wenigstens darum daß es nicht geschehe bis die Organisirung des Instituts vollendet, Normen vorliegen und nicht Jeder die Sache durchführe wie es ihn freut. Ueberhaupt glaube ich bemerken zu müssen daß die Art und Weise wie diese Leute in Wien behandelt werden sehr viel Einfluß auf die künftige Gestaltung der Dinge im Lande haben wird. Sehen diese Leute in Wien Zweifel Schwäche, sind sie hier nicht zu bändigen. Sie wollen mit höflichen Formen behandelt, freundlich und zuvorkommend empfangen werden, allein mit Bestimmtheit und Festigkeit muß man auftreten. Sie wittern gleich Schwäche und dann sind sie impertinent und herausfordernd. Sehr gut wäre es, sie nicht zu viel herumlaufen zu lassen, nicht zu viel Audienzen zu gewähren und ja in keine Widersprüche sich zu verlieren. Die Leute sind dann sehr mißtrauisch. Die Geschichte bezeugt es, sie haben sich nicht geändert. Deßhalb bitte ich inständigst mich im Detail mit den Antworten Euer Exzellenz bekannt zu machen, damit ich mich darnach richte, und in Absicht auf die Nazionalgarde bitte ich um Himmelswillen mich und meine Gründe nicht zu desavouiren. Es drängt den Landtag auszuschreiben. Ich bitte um einen sehr kurzen, wo möglich bloß zur Wahl der Deputirten und sonst wenn thunlich gar keine Verhandlung. Die Tendenz sich zu trennen von Oestreich, ad instar Ungarns sich selbstständig zu stellen ist vorherrschend. Mit der Konstituzion habe ich einen Damm gegen diese Tendenz, ohne bestimmte Konstituzion habe ich gar kein Mittel die

extravagantesten Anträge und Beschlüsse zu hindern. Am besten wäre es Wahl der Deputirten durch einen durch Bürger und Bauern verstärkten Landtag und gleich nach der Wahl der Deputirten zum Reichstage Schluß des Landtages. Ich beschwöre Euer Exzellenz nicht viel zu fragen sondern zu entscheiden, provisorisch zu verfügen, keine Zeit mit Verhandlungen zu verlieren, das Mißtrauen in die Absichten der Regierung wird sehr bald erwachen, und dann wird es schwer werden zu regieren. Sehen Euer Exzellenz wie keck Lamartine in Paris unter den allerschwierigsten Verhältnissen vorgeht und statt zu fragen handelt und statt zu zweifeln verfügt. Eine weniger gute Verfügung ist besser wie keine. Hätten wir ein schlechtes Preßgesez, das preussische, das französische, meinetwegen das von Anhalt Köthen oder noch ein schlechteres, wäre es offenbar besser als der heillose dermalige Zustand. Die weniger guten Verfügungen lassen sich später verbessern, aber der Mangel an festen Bestimmungen erzeugt eine Konfusion die lange noch verderblich nachwirken wird. Mit dem Erlasse vom *) bin ich um eine Menge Dinge befragt worden, ganz wie zur Zeit unserer guten alten Zustände wo man 30 Jahre brauchte um nur zum Referat zu kommen. Auf diese Art verliere ich alle Basis, denn ich verliere Zeit und damit das Vertrauen und die Möglichkeit zu wirken. Ich habe es hier gar nicht so leicht als man es etwa in Wien glaubt. In Angst daß die Bauern ein neues Gemezel anfangen wie im Jahre 1846, und immer beschäftigt diese Leute zu beruhigen, habe ich es mit höchst leichtsinnigen wetterwendischen Leuten zu thun die nur in einer Idee konsequent und einig sind, nämlich die österreichische Regierung es koste was es wolle hinauszuwerfen. Ich läugne daß meine Stellung leicht ist, und komme ich mit Gottes Hülfe aus diesen Schwierigkeiten heraus, kann es nur geschehen wenn ich von Wien aus unterstützt und ein bißchen mehr wie bisher im Kurrenten von dem gehalten werde was in Wien geschieht und was die Absichten der Regierung sind. Bis jezt habe ich noch gar nichts erhalten, was mir die Richtung der Regierung anzeigen könnte.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung Euer Exzellenz

ergebenster Diener
Stadion.

Lemberg den 27. März 1848.

31. März.

II.

Hochwohlgeborner Freiherr!

So neu und jung auch unser konstitutionelles Leben ist, fange ich doch schon an zu zweifeln und zu verzweifeln. Ich sehe keine Dauer in unseren Verhältnissen und fürchte nur vollkommene Auflösung. Ich höre, daß eine Art Ministerium besteht. Allein von irgend einer Äusserung desselben ist mir nichts bekannt. Ich kenne sein Programm nicht. Es wurde mir nichts, gar nichts mitgetheilt, was die Richtung bezeichnen könnte, die die Regierung, die ich befolgen soll. Das Mißtrauen in die Regierung fängt an sich zu äussern, und ich kann nicht läugnen, daß ich es

*) Die Lücke hat Stadion später auszufüllen vergessen.

theile, und daher nicht in der Lage bin die Befürchtungen der Gutgesinnten zu beseitigen. Es wurde durch ein Patent eine Konstituzion versprochen, die Zusammenberufung von Deputirten der Provinzen zu einem Reichstage zugesagt. Mit diesem Patente ist das sichtbare Leben der Regierung aus und alles schwebt im Dunkel, und was geschieht, wissen weder die Organe der Regierung, noch das Publikum. Es wurde mir ein Patent des Kaisers zur Mittheilung an die Stände, die nicht einberufen sind, zugestellt und ihnen aufgetragen, Vorschläge zu machen, wie sie durch Beiziehung des Bürgerstandes sich kompletieren sollen, und wie die Stadt- und Landgemeinden künftig einzurichten seien. Von der Wahl zur Reichsrathsversammlung kommt nicht ein Wort vor, und doch erwartet Jedermann, daß diese Wahl eine der dringendsten Handlungen des verstärkten Landtages sein soll. Diese Verstärkung soll nur durch den Bürgerstand geschehen, die Masse von freien Besizern, von Eigenthümern von Realitäten, die im Normaljahre weniger als 75 fl. Steuer zahlten, die Antheilsbesitzer ständischer Realitäten, die Soltissinbesitzer*) sind ausgeschlossen, vom vierten Stande geschieht keine Erwähnung. Der nach alten Regeln zusammengesetzte Landtag soll darüber seine Anträge machen. Ich weiß nicht wohl, wie er dazu berufen ist und (ob) nicht viel mehr Seiner Majestät die Bestimmungen über die Repräsentation bei der konstituirenden Versammlung als Verleiher der Konstituzion zustehen. Was ist das dann für ein Zeitverlust, die Leute debattieren hier, ohne daß man ihnen eine Basis gibt. Sie werden Anträge machen, die vielleicht ganz im Widerspruche mit dem sind, was andere Provinzen vorschlagen werden. Nachdem doch die Provinzen gleichmässig vertreten werden müssen, wird am Ende doch die Regierung die Bestimmungen selbst machen müssen und indisponirt schon durch den ersten Schritt die Stände, deren Anträge nicht berücksichtigt werden. Diese Frage ist offenbar noch aus dem alten Regime, wo man bloß fragte um einen Vorwand zu haben nicht zu entscheiden. Diese Art tödtet jezt und ist nicht mehr bloß schädlich. Außer dem Zeitverluste und dem nothwendig durch dieses ungegründete Zögern sich immer mehr entwickelnden Mißmuthe tritt die Gefahr ein, daß man den Landtag ohne Noth sehr lange vereint behalten muß, und bei längerer Dauer er ganz unbändig wird. Der Landtag sollte kurz, sehr kurz sein, gleich verstärkt zusammentreten, die Deputirten zum Reichsrathe wählen und dann aufgelöst werden. Dann soll der alte Landtag die Städte- und Gemeindeordnung berathen. Wie kömmt denn Er dazu, das zu thun? Warum denn nicht der Reichsrath oder der seiner Zeit aus allen Ständen zusammengesezte Landtag, wenn man diesen wichtigen Gegenstand bloß provinziel behandeln will? Aber es mag nun wo immer verhandelt werden, wie kann denn dem Landtage überlassen werden, das Gesez selbst zu machen und nicht ein Gesezvorschlag von Seite der Regierung vorgelegt werden? Überall macht ja das Ministerium die Gesezanträge und nicht die Kammer, und läßt die ganze Regierung doch nicht aus der Hand. Wenn endlich die Regierung wirklich die Initiative aus der Hand lassen will, so kann ich doch nicht glauben, daß das hohe Ministerium in dieser wichtigen Sache keine Ansicht, keine Tendenz hat und es ihm ganz gleichgültig ist, in welcher Richtung dieser grosse Gegenstand entschieden wird. Es muß da doch dem Gouverneur an die Hand gegeben werden, wohin er zu steuern hat und wie er die Absichten der Regierung fördert.

*) Soltys = Schultheiß.

Ich kann nicht läugnen, daß ich das bisherige konstitutionelle Vorgehen der öst. Regierung nicht begreife und daß ich auch nicht eine Minute länger auf meinem Posten bliebe, wenn nicht mein Posten einer jener wäre, wo man alle Tage erschlagen werden kann, und daher seiner Ehre wegen ihn nicht verlassen kann, bis die Gefahr vorüber ist. Ich werde wissentlich nie zum Werkzeuge von Lug, von Winkelzügen mich gebrauchen lassen und auch nicht zum Werkzeug der Zerstörung der schönen und alten österreichischen Monarchie. Und wie ich merke daß man nicht offen und ganz auf dem konstitutionellen Weg geht und die dem Lande gemachten Zusagen nicht hält oder mit seinem Worte marktet, erkläre ich mich unfähig, der Regierung zu dienen. Im Interesse der Regierung kann ich daher nur dringendst die Bitte wiederholen daß man offen und öffentlich in konstituzioneller Weise sich ausspreche und handle, handle, nicht verhandle. Roma deliberante Saguntum perit. Es ist die höchste Zeit vorwärts zu gehen und das aufkeimende Mißtrauen in Vertrauen zu verwandeln. Weniger ausgearbeitete Geseze und Vorschriften können verbessert werden, das verlorene Vertrauen gewinnt sich schwer wieder. Eine feste, handelnde Regierung brauchen wir, keine berathende und hundertmal fragende und zweifelnde und immer das Gute verlierende um das Bessere nicht zu erhaschen.

Genehmigen Hochdieselben den Ausdruck der ausgezeichnetsten Hochachtung

Euer Exzellenz

ergebener Diener

Lemberg den 31. März 1848. Stadion.

3. April.

III.

Hochwohlgeborner Freiherr!

Die Ereignisse drängen sich in einer Art, daß meine Stellung hier immer schwieriger wird, wenn die Regierung sich nicht entschliessen will, statt zu berathen, bestimmt aufzutreten, und das Land und mich aus den Zweifeln zu reissen, in denen wir alle über die Absichten der Regierung schweben. Vielleicht hat die Regierung gar keine Absicht und schwankt ohne Richtung, sich von den Ereignissen leiten lassend. Dann ist es freilich sehr traurig, denn die Gegner wissen, was sie wollen, und arbeiten in ihrer Tendenz; allein selbst für diesen Fall muß ich dringend bitten hiervon verständigt zu werden, damit ich meinen bestimmten Entschluß fassen kann.

Bis jetzt kann ich nur die Leute vertröften auf das was kommen wird. Allein die Leute werden ungeduldig und Monate lang ist diese Spannung nicht zu halten, alles demoralisirt sich, weil kein Mensch weiß, was die Regierung will und dadurch Muth verliert und Vertrauen.

Das Ministerium hat kein Programm gegeben, man weiß nur, daß an Gesezen gearbeitet wird, in welcher Richtung ist ein Geheimniß. Man ertheilt unbedingte Freiheiten, und will dann die beschränkenden Geseze hintenher kund machen; wenn diese beschränkenden Geseze, wie das Preßgesez mit der Preßfreiheit

gegeben worden wären, hätten selbst sehr beschränkende Strafgeseze Jubel erregt. Jezt wird das allerliberalste Gesez als eine Beschränkung der genossenen Freiheit, als ein Rückschritt Mißmuth erregen. Eine Konstitution, welche immer, oktroirt, hätte Freiheiten gesichert innerhalb gewisser Schranken und wenigstens den Übergang zu dem Systeme erleichtert. Jezt geht die Monarchie stückweise zu Grunde, jezt macht sich jeder seine Konstituzion im Kopfe ohne irgend einen Anhaltspunkt. Die Konfusion der Ideen, die Aufregung steigert sich und ich fürchte die östreichische Monarchie wird schwere Wehen haben und vielleicht ein todtes Kind gebähren. Fortuna audaces juvat. Als Beispiel einer energischen Regierung unter den allerschwierigsten Verhältnissen steht die prov. Regierung in Paris. In dem Patente, das der Kaiser an die Stände gerichtet hat und das heute leider in der Wiener Zeitung gelesen wird, wird das ständische Wesen als Basis hingestellt. Diese Basis existirt nicht mehr heute, der Einfluß, die Macht der Stände ist abgenüzt, die matten Zugeständnisse für die andern Stände des Volkes werden nur Erbitterung erregen; nachdem man sich alles hat mit Gewalt nehmen lassen, will man markten mit den Zugeständnissen. Das Mißtrauen in den guten Willen der Regierung wird gesteigert werden und dann wird die Regierung ohne sich Dank zu sichern doch nachgeben müssen. Und dann diese in allen Provinzen gleichzeitig angeregten Fragen ohne den Behörden die Richtung anzugeben, in welcher diese Fragen gelöst zu werden von Seite der Regierung gewünscht wird, das giebt nur heillose Konfusion, Mißstimmung, Aufregung. Die Zeit der Fragen ist aus der seeligen Zeit wo man mit neuen Anfragen die schwierigsten Gegenstände erledigte.

Ich bitte um provisorische Verfügungen, prov. Gesetze, um Kraft und Leben. Wir verzweifeln in der Provinz, wenn wir wie Schilf uns vor jedem Winde beugen müssen und wanken, als wären wir nicht bei Troste.

Hier nun in Galizien haben wir ausser den Schwierigkeiten die überall sich finden noch zwei höchst bedeutende. Die Nationalität, die Robotfrage die schon so weit vorgeschoben ist daß eine Entscheidung schleunigst erfolgen muß. Bis ersten Juli muß das Neue eingeführt sein, warten können wir nicht bis März 1849.

Was in Posen geschieht, ist bekannt. Preussen hat faktisch die Herrschaft verloren, das Polenkomittee unter dem Schein der preussischen Regierung hat die Regierung ganz in Händen. Was will Östreich thun? Ich muß es wissen. Will und kann Östreich Galizien wie bisher behalten, oder will es sich mit dem Scheine der Herrschaft zufrieden stellen, oder das Land ganz aufgeben? Ich halte Galizien nicht für haltbar nach den Vorgängen in Posen. Entweder bringen die Russen ein oder das Polenthum siegt. Das sind nach meiner Überzeugung die chancen und das Ende der Geschichte. Will Östreich nun mit Opfern dagegen arbeiten so muß es dieß bestimmt beschliessen, aber ich bitte sehr darum dieß bald zu thun, damit wir am Ende nach namenlosen Opfern und Verleumdung aller Art nicht wieder uns zu Dingen gezwungen entschliessen die Östreich nicht nüzen sondern bloß schaden. Will Östreich Galizien auf jeden Fall behaupten bitte ich es bestimmt auszusprechen und nicht aus Zweifel und wegen Mangel eines Entschlusses voraussichtlich grosses Unglück über die Provinz zu bringen, ohne Zweck im Auge zu haben.

Beschließt die Regierung das Land zu halten ist die Robotfrage dringend nöthig entschieden zu werden. Mit Beziehung auf die Aufhebung der Robot in

Ungarn gegen Entschädigung, auf dieselbe Zusicherung für Böhmen hat Baron Kraus in der Anlage eine Punktazion verfaßt. Der Antrag den Bauern die Robot zu schenken wurde in der Absicht gemacht, eine Waffe gegen die Regierung sich zu bilden. Es ist unmöglich die Sache fallen zu lassen. Sie muß entschieden werden auf der breitesten Basis, und dieß ist dringend in der Art daß bis ersten Juli die Ausführung geschehen ist. Sollte ich zu jener Zeit noch hier sein und nicht entschieden sein, würde ich mich gezwungen sehen etwas ähnliches zu veranlassen.

Genehmigen Hochdieselben den Ausdruck der ausgezeichnetsten Hochachtung

Euer Exzellenz

ergebener Diener

Stadion.

Lemberg den 3. April 1848.

Rückblicke in die Zustände Böhmens

des XVII. und XVIII. Jahrhunderts mit besonderer Beachtung der Entwickelung der böhmischen Literatur seit Maria Theresia.

Von Jos. Jireček.

IV.*)

Seit dem westphälischen Frieden hatte sich Böhmen anfangs langsam und mit fortwährenden Störungen zu erholen angefangen. Als Maria Theresia die Regierung antrat, war die Bevölkerung nahezu auf zwei Millionen Seelen gestiegen. Leider führten die Kämpfe mit Bayern, Frankreich und Preußen einen neuen Rückschlag herbei, bis endlich der Friedensschluß zu Hubertusburg den Kriegsdrangsalen ein Ende machte, so daß die Kaiserin die begonnenen Reformen ungestört fortsetzen konnte. Zunächst schritt sie an die Umgestaltung der Gerichte und Aemter. Früher gab es in Böhmen 378 Städte, Städtchen und Patrimonialämter, welche sogar die Criminalgerichtsbarkeit ausübten; im Jahre 1765 wurden diese Jurisdictionen insgesammt aufgehoben und an deren Stelle im ganzen Lande 24 Criminalgerichte errichtet, welche in dem 1749 für die böhmischen und österreichischen Lande in Wien eingesetzten Obersten Gerichtshofe, dessen Agenden bisher die Hofkanzleien versehen hatten, ihre letzte Instanz hatten. Im Jahre 1762 wurde die Vereinigung der österreichischen mit der böhmischen Hofkanzlei vollzogen und die bisher aus dem Gremium der höchsten Landesbeamten zusammengesetzte Statthalterei zu einer Behörde mit bureau-

*) Einleitung und I. Augustheft 1886, S. 38. (Daselbst zu lesen S. 38, Z. 4 v. u. — überhaupt beachtenswerth); II. Septemberheft 1886, S. 47; III. Octoberheft 1886, S. 48 (Daselbst zu lesen S. 54, Z. 10 v. o. — in den Dorfschulen die böhmische Sprache).

kratischer Verfassung umgewandelt. Eine Revision der Civil- und Strafgesetze wurde von der Kaiserin inaugurirt, wobei auch die Resultate des reichen Rechtslebens in den böhmischen Ländern gebührend verwerthet werden sollten; im Jahre 1768 wurde eine neue Halsgerichtsordnung kundgemacht. Im Jahre 1777 wurde der Verband der mährischen Landeskirche mit der Prager Metropole gelöst, das Olmützer Bisthum zur Metropole Mährens erhoben, daneben in Brünn ein neues Bisthum errichtet, während die Diöcesen Böhmens, Leitmeritz seit 1655 und Königgrätz seit 1660 bestehend (Budweis ist erst später, 1784, hinzugekommen), eine zweckmäßigere Territorialumgrenzung erhielten. Der Schritte, die zur Reorganisirung des Schulwesens geschahen, wurde bereits früher gedacht.*)

Aber bedeutsamer, als all' das, wirkten die Maßnahmen, welche der Emancipation des unterthänigen Landvolkes galten. Die Kaiserin ging auch hier mit heilsamer Bedächtigkeit ans Werk. Im Jahre 1772 wurde die Vereinbarung billiger Vergleiche zwischen Dominien und Bauern empfohlen, dann die Anlage von Urbarien, welche den Besitz und die Leistungen der Unterthanen genau umschrieben, angeordnet, endlich im Jahre 1775 mit dem Robotpatente die Robot auf die Hälfte des bisherigen Ausmaßes reducirt.

Das Landvolk athmete frei auf und konnte sich allmählich anschicken, in die friedliche Entwickelung des Landes selbstthätig mit eineinzugreifen. Die anderthalbhundertjährige Niederhaltung jeder geistigen Action in demselben hatte eine eigenthümliche Folge, welche damals von Niemand vorgesehen und beachtet, geschweige denn direct beabsichtigt worden war, die wir erst jetzt vollauf zu übersehen vermögen. Der Germanisirungsproceß, welcher im Adel und in den Städten Böhmens seit dem 30jährigen Kriege immer weitere Fortschritte machte, hatte den rechtlosen Bauer unberührt gelassen. Der böhmische Bauer und unterthänige Kleinstädter blieb, was er vor 1620 gewesen war, in Wesen und Sprache ein Slave. Die Entfernung des Druckes, der auf ihm gelastet hatte und nun durch die humanen Maßregeln der Kaiserin zum größten Theile schwand, führte ihn mit der ungebrochenen, wenn auch lange brachgelegenen slavischen Volkskraft in das neuerwachte Leben des Gesammtvolkes ein. Es war das eine Thatsache, die um so schwerer auf die Wagschale fiel, als ja der Bauernstand die weit überwiegende Mehrheit des Volkes bildete. Das slavische

*) „Oesterr.-Ungar. Revue". Heft VII. 1886. S. 49.

Element in den Städten fand an ihm nicht nur eine feste Stütze, sondern bei den vielfältigen wechselseitigen Beziehungen eine ungeahnte Auffrischung. Dieses Verhältniß wurde um so intensiver, als der aus den Städtern und Dörflern sich ergänzenden katholischen Geistlichkeit eben dadurch in der nationalen Entwickelung auf natürliche Weise die Führerrolle zufiel. Während anderwärts die Jugend, hingerissen durch den blendenden Glanz einer höher entfalteten fremden Literatur, dem Volke entfremdet wurde, blieb diese Erfahrung den Böhmen erspart. Dem böhmischen Clerus ist es hauptsächlich zu danken, daß der jugendliche Nachwuchs im 18. Jahrhunderte unter allen Wechselfällen der Sitte und Sprache der Vorväter treu blieb.

Ein Palladium hatte das böhmische Volk in seiner unverwüstlichen Vorliebe für die heimathliche Geschichte. Seit den ältesten Zeiten pflanzte sich die historische Tradition anfangs nur mündlich, später schriftlich fort. Mit welcher Wirkung dies geschah, ersehen wir am besten an dem Einflusse, den die im zweiten Decennium des 14. Jahrhunderts verfaßte Reimchronik des sogenannten Dalimil Jahrhunderte hindurch auf die Stimmung des Volkes ausübte. Diese Vorliebe wurde durch die furchtbaren Calamitäten des 30jährigen Krieges niemals geknickt. Waren es ja gerade die Erinnerungen an die einstige Größe des Volkes, welche dessen von Mühsalen gebeugten Muth immer wieder aufrichteten. Da eine reichlichere Entfaltung der historischen Literatur nicht möglich war, fiel die Vermittlerrolle zwischen dem allgemein politischen und dem Volksleben jenen fahrenden Sängern zu, welche mit ihren Liedern, gedruckt und ungedruckt, von Ort zu Ort ziehend, über die gleichzeitigen Ereignisse des gewöhnlichen Lebens ebenso wie über die weltbewegenden Begebenheiten dem Volke Kunde brachten. Leider sind, wie fast überall, so auch in Böhmen, diese interessanten Erzeugnisse der Volksmuse im Strome der Zeit größtentheils untergegangen. Doch wissen wir, daß z. B. der Tod Albrecht's von Waldstein, die zweite Belagerung Wiens, die Flucht und Strangulirung des unglücklichen türkischen Feldherrn Kara Mustapha, die Schlacht bei Zenta ebenso besungen wurden, wie der Bauernaufstand 1777 und die Bauernbedrückungen der hartherzigen Frau Barbara Černín auf Šťáhlav (1779). Ja unter den Bauern selbst tauchten dichterische Talente auf, deren schlichte Gesänge reichlichen Anklang fanden, wie die Schäferfamilie Wolný in Kratonoh (1700 bis 1745), später der Milčicer Richter Johann Vavák, von dem insbesondere eine recht anschauliche Schilderung der Schlacht bei Kolin herrührt, und viele andere.

Aber die ausgiebigste Quelle geschichtlicher Tradition bot die umfangreiche Chronik des Wenzl Hájek von Libočan, vielfach ein Fabelwerk, aber eben deshalb der volksthümlichen Auffassung näherstehend (1541), die den damals unschätzbaren Vortheil hatte, daß sie die Ereignisse im katholischen Geiste schildert, eben darum aber bei den Missionären keinen Anstoß erregte und unbehelligt in den Händen des Volkes blieb.

Nicht minder werthvoll war die Pflege des Kirchengesanges, der seit dem 15. Jahrhunderte ununterbrochen unter Katholiken und Nichtkatholiken der emsigsten Pflege sich erfreute. Die böhmischen Cantionalien bilden einen stattlichen Theil der handschriftlichen und gedruckten Literatur. Bei jeder Kirche war ein sogenanntes Literatenchor organisirt, dessen Aufgabe es war, nicht nur den kirchlichen Gesang, sondern auch die Literatur im Allgemeinen zu pflegen. Selbst in Dörfern finden wir „Literaten" (Pismáken), welche die alten böhmischen Bücher sorgsam verwahrten, die Jugend in die historische Tradition, ja vielfach sogar in die Kunst des Lesens einführten und gleich der Geistlichkeit auf ihre Entwickelung einen wohlthuenden Einfluß ausübten. Es waren das wohl membra disjecta, aber ihrer Thätigkeit hat das Böhmische gerade in der Zeit des Verfalles ungemein viel zu verdanken.*)

Der Vorliebe für die heimathliche Geschichte kam auch die erste Vereinigung von Gelehrten entgegen, welche sich 1770 zu einer Privatgesellschaft in Prag zusammenfanden. Dieser Verein, aus dem sich 1784 die k. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften entwickelte, wirkte auf die Hebung des geistigen Lebens in Böhmen geradezu entscheidend ein. Eine Anzahl hochgebildeter Männer, durchglüht vom Streben nach Ergründung der Wahrheit, trat unter der Führung des Ignaz Ritter von Born und des Franz Joseph Grafen Kinský zusammen, um insbesondere die Naturwissenschaften und die heimathliche Geschichte zu pflegen. In Böhmen und außer Böhmen fanden sie emsige Mitarbeiter, und bald bildete sich ein Kreis von Gleichgesinnten, deren gemeinsames Ziel darin bestand, die Wissenschaft durch selbstständige Forschung zu fördern und durch die Veröffentlichung der Ergebnisse auf weitere Kreise belehrend und anregend einzuwirken. Gerade diese Freiheit der geistigen Bewegung, fern von jeder Beengung durch Schulprogramme, war es, welche ihnen den Erfolg sicherte. Auf dem Gebiete

---

*) Näheres über diese Literaten siehe in der Biographie P. J. Šafařík („Oesterr. Revue" 1865, 8. Band, S. 3).

der Mathematik und der Naturlehre waren ihre Leistungen höchst ehrenwerth, für die Landesgeschichte und die Heimathskunde erwiesen sich ihre Arbeiten als geradezu epochemachend. Im Jahre 1762 begann der Piarist Gelasius Dobner († 1790) seine kritische Sichtung der älteren Landesgeschichte. Indem er in Hájek's Chronik den märchenhaften Charakter seiner Erzählungen nachwies, machte er in der Geschichtsschreibung Böhmens dem bis dahin gläubig hingenommenen „Lügengewebe" ein Ende — mentiendi finem fecit — wie Fr. F. Procházka seine Wirksamkeit scharf, aber zutreffend kennzeichnet. Fr. Pelzel († 1801), Adaukt Voigt († 1787), Jos. Dobrovský († 1829) folgten Dobner mit gleichem Glück. Die Ergebnisse ihrer Forschung stießen allerdings auf manchen Widerstand bei den an das Hergebrachte gewohnten Zeitgenossen und mußten durch scharfe Polemiken ausgefochten werden, was gerade dem damaligen literarischen Leben einen frischeren Charakter verlieh. Einen besonderen Zweig der geschichtlichen Forschung bildete die ältere Literaturgeschichte, deren Gebiet namentlich von Dobrovský, Rafael Ungar († 1807), Franz Faustin Procházka († 1809), Fortunat Durich († 1802) gepflegt wurde.

Das größte Verdienst um die grammatische Wiederherstellung der böhmischen Sprache gebührt Dobrovský, der durch sein Lehrgebäude der böhmischen Sprache (1809), sowie durch eine ganze Reihe von Abhandlungen über einzelne philologische Fragen, insbesondere über die Regeln der Stammbildung im Böhmischen, der seither eingerissenen, von einzelnen Halbgelehrten über alles Maß betriebenen wunderlichen Lust, die Sprache willkürlich umzubauen, Einhalt gebot und der weiteren Forschung eine feste Grundlage schuf.

Eines darf bei einer, wenn auch noch so kurz gehaltenen Schilderung der Anfänge der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften nicht mit Stillschweigen übergangen werden, nämlich, daß unter ihren Gründern der Freimaurerorden manchen Anhänger hatte. K. v. Born, der Prämonstratenser K. R. Ungar, Prokop Graf Lažanský, die Exjesuiten J. Dobrovský, Cornova, wohl auch der Paulaner Fr. F. Procházka u. A. zählten zu denselben.*)

Die Gesellschaft der Wissenschaften trug wesentlich dazu bei, aus dem wissenschaftlichen Schriftthum Böhmens den bisher allgemein vorherrschenden Gebrauch des Latein zu beseitigen, an dessen Stelle bei

*) Näheres über die Freimaurer der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, siehe in Dr. J. Kalousek's Geschichte dieser Gesellschaft (Prag 1884).

dem damaligen Verfalle des Böhmischen die deutsche Sprache trat. Gleichwohl hat die Gesellschaft durch die Pflege der böhmischen Geschichte und Sprache der Wiedererweckung und Erstarkung des Volks- und Sprachbewußtseins von Beginn an die wesentlichsten Dienste erwiesen. Ihre Mitglieder, wenn auch der Abstammung nach Böhmen nicht angehörig, wie beispielsweise der Mitbegründer derselben K. v. Born, ein Siebenbürger Sachse aus Karlsburg (geb. 1742, † 1791), bekannten sich nachdrücklichst als Böhmen.

Diese flüchtige Darstellung des reformatorischen Einflusses der Kaiserin giebt wohl ein Bild von der Umwandlung, die sich dadurch in Böhmen nach allen Richtungen hin vollzog. Eingewurzelte Mängel wurden beseitigt, alte, nicht mehr haltbare Institutionen durch lebensfähige ersetzt, der freien Bewegung des Geistes ein weiter Spielraum erschlossen, und alles das geschah in einer so vorsichtigen Weise, ohne Hast und Ueberstürzung, daß man die Verfügungen der Monarchin freudig und mit dankbarem Herzen entgegennahm und sich durch deren Wirkungen erfrischt und angeregt fühlte. Kein Keim, der sich erschloß, wurde niedergehalten, einem jeden Luft und Raum zur Entwickelung geboten. Anders sollte es unter dem von den edelsten Absichten beseelten, aber in der Beurtheilung der Stärke und Widerstandsfähigkeit des Althergebrachten häufig irregehenden Nachfolger der Kaiserin werden.

Mit dem Tode der Kaiserin schwand die einzige Autorität, welche im Stande war, den raschen Flug der Ideen ihres Sohnes zu verlangsamen. Thatsächlich wurden nun die Reste der alten Institutionen von ihm, als er die Regierungsgewalt in seine Hand nahm, in unaufhaltsamer Folge zum Falle gebracht. Kirche und Schule wurden rasch umgestaltet, ebenso wie die Verwaltung, soweit es nicht schon geschehen war, die hergebrachten Bahnen verlassen und in neue einlenken mußte. Was unter der bedächtigen Leitung der Kaiserin Decennien hindurch aufrecht belassen und nur allmählich, aber desto sicherer neugeformt worden wäre, wurde nun binnen Monaten entfernt. Das Volk nahm die Reformen anfänglich mit Vorliebe, ja mit Jubel entgegen; rührten sie ja aus der Initiative des Kaisers, der in den Jahren des Mißwachses und des daraus entspringenden allgemeinen Nothstandes 1771 und 1772 durch sein leutseliges persönliches Auftreten alle Herzen gewonnen hatte, von dem namentlich das Landvolk eine vollständige Reform seines bis vor kurzer Zeit trostlosen Zustandes mit Zuversicht erwartete und die weitverbreiteten stillen Anhänger der alten religiösen Bekenntnisse volle Freiheit der Religionsübung erhofften! Bald sollte

jedoch ein Rückschlag kommen. Der von uns wiederholt genannte Historiker Pelzel hinterließ bisher nicht veröffentlichte Memoiren über die Josephinische Zeit, in denen er von Monat zu Monat die Vorkommnisse und die Eindrücke derselben verzeichnete. Im Jahre 1780 giebt er unverhohlen seiner innigen Freude an den Reformen Ausdruck, aber schon im Jahre 1783 fangen bei ihm Bedenken an aufzutauchen, die in den folgenden Jahren sich mehrten, bis sie gegen 1780 in Aeußerungen des Unmuths und Mißbehagens umschlugen. Bei Pelzel waren es nicht nationale Momente, welche diesen Wechsel der Anschauungen herbeiführten. Obwohl böhmischer Schriftsteller, ja seit 1791 erster Professor der böhmischen Sprache und Literatur an der Prager Universität, hegte Pelzel wenig Hoffnung auf die Erhaltung des böhmischen Volksthums. Noch im Jahre 1788 machte er in seiner Geschichte der Deutschen und ihrer Sprache in Böhmen das folgende bezeichnende Bekenntniß: „Noch im vierzehnten Jahrhunderte mußte man in Leipzig wendisch kennen, wenn man auf dem Markte von dem Landvolke Lebensmittel kaufen wollte. In diesem Falle befindet sich heutzutage die Stadt Prag, wo die Einwohner bereits deutsch sprechen. Vielleicht ist dieser Fall nach ein paar Jahrhunderten nicht mehr da. Wenn es also mit der Zeit heißen sollte: In Böhmen sprach man einstens slavisch, da wird es dem ganz deutschen Böhmen nicht unangenehm sein zu vernehmen, wie es zugegangen, daß die Tschechen deutsch geworden sind.“ Nicht rosiger sah Karl Tham, einer der feurigsten Verfechter der böhmischen Sprache, die Dinge an. Noch im Jahre 1805, als er eine neue Auflage von Komenský's „Janua linguarum“ veranstaltete, klagt er bitter darüber, daß des großen Pädagogen böhmisches Lexikon bei dem Brande von Lissa (1656) zu Grunde gegangen ist, „da bei dem so nahen Verfalle der vaterländischen Sprache kaum zu hoffen sei, daß irgend Jemand ein solches Wörterbuch verfassen sollte.“ Dobrovský verwand erst am Schlusse seines Lebens die von Jugend an festgewurzelten Zweifel an der Lebensfähigkeit der böhmischen Sprache. Und doch haben sich diese Männer und mit ihnen nahezu alle Vaterlandsfreunde getäuscht, ja viele von ihnen haben es noch selbst erlebt, daß das für unmöglich Gehaltene eintrat und das unabwendbar Scheinende abgewendet wurde. Das Volksbewußtsein der böhmischen Slaven konnte durch die Katastrophen des 30jährigen Krieges für lange hin gebeugt, aber niemals gebrochen werden.

Mitten in der Zeit des, wie es damals schien, schließlichen Verfalles erscholl aus den Kreisen des germanisirten und französirten Hoch-

adels eine ernste Mahnung. Der schon oben genannte Franz Joseph Graf Kinský, der Chlumecer Linie dieses alten Geschlechtes entsprossen (geb. 1739), wissenschaftlich tief gebildet, als hoher Militär (Feldmarschalllieutenant) unter den Mitarbeitern der Kaiserin eine maßgebende Stellung einnehmend, Reformator und lange Zeit Director der Wiener-Neustädter Militärakademie, veröffentlichte 1773 in den „Erinnerungen über einen wichtigen Gegenstand von einem Böhmen" seine Ideen über die beste Erziehung des Adels in Böhmen. Der Muttersprache räumte Kinský eine hervorragende Wichtigkeit ein, indem er die Ansicht vertrat, daß der adelige Zögling schon im siebenten Lebensjahre böhmisch, deutsch und französisch sprechen solle. „Als ein guter Abkömmling der Slaven gestand er zugleich, das Vorurtheil geerbt zu haben, daß, wenn des Franzosen Muttersprache die französische, des Deutschen die deutsche ist, auch des Böhmen die böhmische es sein müsse." Kinský's Worte fanden einen Wiederhall nicht nur unter seinen Standesgenossen, sondern noch mehr in den weiteren Kreisen der böhmischen Patrioten. In den nächsten Jahren folgten dem von Kinský gegebenen Beispiele Pelzel durch die Drucklegung von Balbin's bisher nur abschriftlich verbreiteten Apologie der böhmischen Sprache (1775), Karl Tham († 1816) mit seiner in Balbin's Fußstapfen sich bewegenden Philippica und der Mährer Joseph Hanke mit seiner „Empfehlung der böhmischen Sprache und Literatur" (beides 1783).

So wirksam diese Weckrufe waren, wurde deren Wirkung bald durch die praktischen Mittel übertroffen, zu welchen man griff, um die Sprache innerlich zu pflegen, zu regeneriren und von den Folgen einer fast zwei Jahrhunderte währenden Vernachlässigung, ja man möchte fast sagen Verwilderung, loszulösen und der Literatur eine in's praktische Leben eingreifende und den Bedürfnissen des Volkes zusagende Richtung zu geben.

Die erstere Aufgabe wurde voran durch Dobrovský und in zweiter Reihe durch seiner Nachfolger Pelzel, Tham und Anderer Studien und Arbeiten glücklich gelöst. In Bezug auf die letztere Aufgabe erzielte man die besten Erfolge durch die neuerliche Herausgabe und Verbreitung alter böhmischer Schriften, deren Sprache dem Volke nicht nur verständlich, sondern geradezu zum Herzen sprechend war. Das Böhmische hat sich in seinem Bau und Wortvorrath seit dem 15. Jahrhundert nur unbedeutend verändert. Die Werke eines Hájek, eines Veleslawín liest der Böhme noch jetzt ohne allen Anstand; selten trifft er auf ein Wort oder eine Fügung, die ihm nicht geläufig wäre.

Bereits 1777 edirte Pelzel die Constantinopeler Reisebeschreibung des Wenzl Bratislav von Mitrovitz († 1635). Nach einem breiter angelegten Plane ging Fr. F. Procházka vor. Als der Prager Erzbischof Peter Přichovský, einem Winke der Kaiserin folgend, eine revidirte Edition der heiligen Schrift in böhmischer Sprache veranlaßte, übertrug er diese wichtige Aufgabe Procházka gemeinschaftlich mit Durich, die, in den Jahren 1778 bis 1780 die älteren Bibeltexte eklektisch benützend, ihre Aufgabe vollendeten, wobei sie von Schwierigkeiten, die ihnen übereifrige Gegner bereiteten, nicht verschont wurden. Im Jahre 1786 schritt Procházka mit dem Prager Buchhändler Joh. J. Diesbach an den Wiederabdruck einer Reihe von Werken aus dem 14. und 15. Jahrhunderte, namentlich der Chroniken des sogenannten Dalimil und des Pulkava, der Palästiner Reise des Prefát von Vlkanov († 1563), Guagnin's Moskauer Chronik in der Uebersetzung des M. Hosius († 1589) und mehrerer Uebersetzungen älterer und späterer lateinischer Autoren. Procházka's Beispiel blieb nicht ohne Nachfolge. Bald entwickelte sich eine neue prosaische Literatur, die sich an die alten Muster in Geist und Sprache anschloß und großer Vorliebe bei dem Volke sich zu erfreuen hatte. Der eifrigste Schriftsteller auf diesem Gebiete, der den Volkston am glücklichsten anzuschlagen verstand, war Wenzel M. Kramerius († 1808). Bald fand auch die ältere Poesie einen Herausgeber an Wenzel Tham und einen begabten Nachahmer an Joseph Puchmajer († 1819), der auch deutschen Vorbildern, insbesondere Bürger, nachstrebte.

Der wirksamste Bundesgenosse der an der Wiedererweckung des Nationalbewußtseins im böhmischen Volke arbeitenden Patrioten war aber der Widerstand, der sich anfangs schüchtern, allmählich aber immer entschiedener gegen die übermäßige Bevorzugung der deutschen und Zurücksetzung der böhmischen Sprache, sowie gegen die Niederhaltung der altererbten autonomen Institutionen erhob und sich in Folge unkluger Maßnahmen (wie beispielsweise des Gebotes, die Todten ohne Sarg zu begraben) bis in die untersten Volksschichten verpflanzte. Die Stände beklagten den Verlust ihres politischen Einflusses, die Kirche die Eingriffe in ihren Bereich, die Städte die Entziehung der Selbstverwaltung; das Mißbehagen der oberen Gesellschaftsschichten wirkte selbst auf den Bauernstand, der dem Kaiser mit treuer Dankbarkeit anhing, ernüchternd ein.

Der Kaiser hatte gleich in den ersten Jahren seiner selbstständigen Regierung hastig eine Reihe von Verordnungen getroffen, die wohl bei einem Theile der Bevölkerung Anklang fanden, sonst aber, insbesondere

in den davon betroffenen Kreisen, nur Verbitterung hervorriefen. Die Klöster, deren Mitglieder sich weder dem Jugendunterrichte noch der Krankenpflege, sondern nur dem beschaulichen Leben widmeten, wurden aufgehoben und ihr Vermögen zu dem neuerrichteten Religionsfonds geschlagen. In Böhmen fielen in den Jahren 1782 bis 1788 nicht weniger als 58 Klöster dieser Verfügung zum Opfer. Das gleiche Schicksal traf die alten beliebten Literatenchöre und Bruderschaften sammt ihrem Vermögen. Die Archive und Bücherbestände der aufgehobenen Klöster wurden zum Entsetzen der Freunde der vaterländischen Literatur von den mit der Delogirung der Convente betrauten Organen in barbarischer Weise verschleudert. Blieb ein mit Büchern beladener Wagen in den Untiefen einer schadhaften Straße stecken, flugs nahm man einen voluminösen Folianten und warf ihn in das Loch, um auf diese Art dem Vehikel fortzuhelfen. Nur ein verhältnißmäßig geringer Theil der klösterlichen Bücherschätze gelangte in die öffentlichen Bibliotheken, wohin sie dem kaiserlichen Befehle gemäß alle hätten reponirt werden sollen. Es war keine Uebertreibung, wenn damals gesagt wurde, daß die Hussiten und die Missionäre kaum mehr Bücher und Handschriften vernichtet hätten, als die Executoren der Klosterauflösung.

Im Jahre 1781 erschien das Toleranzpatent, welches den Protestanten Duldung gewährte, aber die Secten, welche gleich einem lebhaft pulsirenden Grundwasser unter der Oberfläche fortwucherten, unbefriedigt ließ. Als diese nun von der neugewahrten Freiheit in ihrem Sinne Gebrauch machen wollten, wurde ihnen ein strenges Halt zugerufen. Andererseits mochte sich auch das Landvolk mit der bloßen Einschränkung der Robot nicht begnügen. Wie schon 1775, so gab es in den Jahren 1782 bis 1783 Bauernunruhen, während die religiösen Malcontenten den kirchlichen und politischen Behörden ungemein viel zu schaffen machten. Es mußte, wie dies schon bei Lebzeiten Maria Theresia's geschehen war, abermals die polemische Feder wider dieselben aufgeboten werden. Das literarische Geplänkel entwickelte sich bald nach zwei Richtungen hin, nämlich einerseits gegen die religiösen Schwärmer, anderentheils gegen die Bestrebungen der durch die Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 nichts weniger als niedergeworfenen strammen Anhänger der alten kirchlichen Ordnung, in welcher Beziehung namentlich Fr. F. Procházka, der Dichter Wenzel Stach, beide selbst Priester, nebst anderen Mitgliedern der aus den Klöstern entlassenen Regulargeistlichen thätig waren. An den Mittelschulen und folgerichtig auch an den Universitätsfacultäten wurde das Böhmische aus dem Unter-

richte vollends ausgeschlossen. Im Jahre 1780 wurde die Anordnung erlassen, es solle Niemand in ein Gymnasium aufgenommen werden, der nicht eine genügende Kenntniß der deutschen Sprache besaß, und nach drei Jahren (1784) wurde das Deutsche als ausschließliche Unterrichtssprache eingeführt. Neue Gesetze wurden in rascher Folge publicirt, im Jahre 1781 die Civil- und 1782 die Criminalgerichtsordnung, 1787 das Strafgesetz und 1788 die Strafgerichtsordnung. Im Jahre 1786 erschien der erste Theil des bürgerlichen Gesetzbuches (Personenrecht). Die 24 Strafgerichtshöfe wurden auf 15 reducirt, 1783 wurde das Landrecht als besonderer Gerichtsstand für die landtäflichen Güter und für die Besitzer derselben dem Appellationsgerichte untergeordnet. Die Kreisämter wurden 1784 als Mittelbehörden zwischen dem unterthänigen Landvolke und den Patrimonialherren neu organisirt, nachdem bereits im Jahre 1781 die persönliche Unterthänigkeit des Landvolkes aufgehoben und die Verpflichtung der Söhne desselben, behufs Eintrittes in die Studien oder behufs Erlernung eines Gewerbes die Gestattung der Herrschaften einzuholen, beseitigt worden war. Der böhmische Landtag, der die letztgenannten Maßregeln als seine letzte That befürwortet hatte, wurde seit 1781 nicht mehr zu seiner verfassungsmäßigen Wirksamkeit einberufen.

Angesichts dieser Vorgänge wuchs die Unzufriedenheit im Lande immer mehr, bis sie, aufgemuntert durch die Opposition der Stände in Ungarn und in den Niederlanden, 1789 auch in Böhmen offen losbrach. Die Stände versammelten sich ohne kaiserliche Einberufung und begehrten die Wiederherstellung der alten Landesverfassung. Mitten in dieser Aufregung verschied der Kaiser am 20. Februar 1790.

Sein Nachfolger, Kaiser Leopold II., suchte die hochgehenden Wogen zu beschwichtigen, indem er für den März 1790 den böhmischen Landtag zu einer ordentlichen Session einberief. Die Stände schritten sofort an die Erörterung ihrer Beschwerden und forderten die Aufhebung aller Verfügungen der Kaiserin Maria Theresia und Joseph's II., wodurch die Selbstständigkeit des Landes, die ständischen Rechte und die kirchliche Ordnung eine Beeinträchtigung erlitten hatten. Insbesondere begehrten sie eine theilweise Wiedereinführung des Böhmischen in den Unterricht an Gymnasien. Das Gubernium lehnte es zwar ab, auf diese Maßnahme einzugehen, errichtete aber dafür eine Lehrkanzel der böhmischen Sprache und Literatur an der Prager Universität. Fr. M. Pelzel, der erste Vertreter derselben, hatte die fruchtbare Idee, einen Verein zur Förderung des böhmischen Schriftthums zu schaffen. Leider ist deren Ausführung damals unterblieben und wurde erst im Jahre 1831 auf

Palacký's Initiative durch die Gründung der „Matice Česká" in's Werk gesetzt.

Die Kriegsjahre, welche erst durch den Wiener Congreß 1814 ihren Abschluß fanden, waren der böhmischen Literatur nichts weniger als förderlich. Doch konnte sich dieselbe nach Maßgabe der spärlichen Mittel immer noch ziemlich frei entwickeln.

Doch das Getümmel des Krieges verstummte, die dem Lande neu geschlagenen Wunden verharrschten und das böhmische Volk trat wie verjüngt durch all' die vergangenen Drangsale mit frischer Thatkraft und freudigem Muthe, wenn auch anfangs noch mit manchem Mühsal ringend, in ein neues Leben ein.

Die böhmische literarische Production hatte, abgesehen von der durch Dobrovský inaugurirten philologischen Strömung, in den ersten drei Decennien des 19. Jahrhunderts ein zweifaches Gepräge. Einestheils fand die Prosa und Poesie in Geßner's Idyllen ein nachahmenswerthes Vorbild. Es sind davon zwei Uebersetzungen, eine von W. Hanka, die andere von Johann Nejedlý veranstaltet worden, denen sich Bearbeitungen von Dichtungen ähnlichen Charakters anschlossen. Es schien, als ob die Schilderungen des arkadisch glückseligen Lebens den hartgeprüften Gemüthern ein Labsal geboten hätten. Anderentheils machten sich ernste Männer, denen es um die innere Vervollkommnung und Hebung der Sprache und Literatur zu thun war, an eine planmäßige Ausbildung derselben, um die klaffende Lücke, welche während der letzten Jahrhunderte zwischen dem Ideenkreise der Böhmen und jenem Westeuropas sich aufgethan und stets erweitert hatte, auszufüllen und zu überbrücken. Es that noth, für eine nahezu unübersehbare Menge von neuen Ideen böhmische Bezeichnungen zu schaffen, um deren Assimilirung dem Böhmen zu ermöglichen. Joseph Jungmann war es, der diese Arbeit unternahm und, wenn es ihm auch an Genossen nicht fehlte, im Ganzen und Großen selbst auch durchführte. Er schlug dazu zwei Wege ein, die Durchforschung der älteren Literatur, um das darin vorhandene verwendbare Material zu sammeln, sichten und bereitzustellen, dann die Uebersetzung der bedeutendsten Schöpfungen der englischen, deutschen und französischen Poesie. In ersterer Beziehung traf er schon um das Jahr 1800 Vorbereitungen zur Herstellung eines Wörterbuches der böhmischen Sprache, welches für jedes Wort Belege aus der älteren und neueren Literatur, sowie aus der lebenden Volkssprache zu umfassen hatte. Nach dreißigjähriger Arbeit (1835) konnte das Werk in fünf voluminösen Quartbänden dem Drucke übergeben werden.

Während dieser Zeit übersetzte er Châteaubriand's „Atala" (1805), Milton's „Verlorenes Paradies" (1811) mit einer Meisterschaft, die bis dahin nicht für erreichbar gehalten wurde, lieferte in seiner Chrestomathie „Slovesnost" 1820 auserwählte Musterstücke der Prosa und Poesie und veröffentlichte 1825 eine umfangreiche Geschichte der böhmischen Literatur. Neben Jungmann und im steten Einvernehmen mit ihm arbeiteten Johann Svatopluk Presl, Anton Marek, Adalbert Sedláček an wissenschaftlichen Handbüchern (Botanik, Zoologie und Mineralogie, Chemie, Technologie, Physik, Philosophie), um durch praktische Schaffung der Terminologie diese Bereiche dem Böhmen zugänglich zu machen.

Diese Mühen waren nicht kampflos. Den älteren Literaten, denen in der Prosa Weleslavin als unübertreffliches Muster vorschwebte, mochten diese gewagten Neuerungen nicht behagen und stellten sich ihnen abwehrend entgegen, aber Jungmann und seine Genossen blieben unverzagt und ließen sich dadurch von ihrem Streben, wenn es auch so wenig anerkannt, ja vielfach bespöttelt wurde, nicht abbringen. Es galt den Versuch zu wagen, mochte er gelingen oder mißlingen. Die muthigen Männer gaben sich über die Sachlage keiner Täuschung hin. „Besaß die scheintodte Sprache nicht Lebenskraft," schrieb 1837 Palacký, „um die Krisis zu bestehen, so mußte diese ihren wirklichen Tod beschleunigen. War sie nicht bildsam genug, um zur Bezeichnung neuer Begriffe die Ableitung neuer Ausdrücke aus schon bekannten Wurzelwörtern zu gestatten, und zwar auf so sprachgemäße Weise, daß jedem Böhmen der Sinn derselben leicht zu errathen und zu behalten, daß ihr Klang jedem böhmischen Ohre ein heimischer sei: so konnte ihre Erweiterung kein Mittel zur Verständigung zwischen dem böhmischen Volke und unserem Jahrhunderte, sondern sie mußte vielmehr ein Hinderniß derselben werden. Dann mußte also die Sprache durch ein solches Unternehmen nicht erneuert, sondern zugrunde gerichtet werden. Offen ist diese Ansicht von den Freunden und Beförderern der neuen böhmischen Literatur (darunter selbst von Jungmann) ausgesprochen worden; mit vollem Bewußtsein sind sie an's Werk gegangen. Unsere Achtung verdient daher der Muth, mit welchem sie die Sprache, die sie liebten, einer so entscheidenden Probe unterwarfen und in gleichem Grade die Aufopferung, mit der sie sich einer schwierigen Aufgabe unterzogen, für die kein Lohn, als der des eigenen Bewußtseins, zu erwarten war. Nun erst zeigte sich die Wichtigkeit der Vorarbeiten Dobrovský's. Sie waren es, durch welche die auf ihn folgenden Schriftsteller in den Stand gesetzt wurden, die böhmische Sprache wieder in das Leben einzuführen.

Dankbar bekennen sie es, daß sie in seiner Schule gebildet worden sind, daß sein Genius die Sprache aus ihrem Todesschlafe erweckt hat".

Mit dem Beginn des dritten Decenniums des 19. Jahrhunderts schoß die Saat der opfermuthigen patriotischen Arbeit in die Halme. Eine neue Generation begeisterter Patrioten war mittlerweile herangewachsen, das Volksgefühl durch die Bekanntwerdung alter Sprachdenkmale aufgefrischt. Zu Jungmann, A. Marek und Joh. Presl gesellten sich der geniale Mährer Fr. Palacký, die beiden ungarischen Slovaken Paul J. Šafařík und Johann Kollár, etwas später die Dichter Franz Čelakovský, Karl Vinařický und eine fortwährend wachsende Schaar von neuen Kräften. Das böhmische Nationalmuseum, 1818 durch den Grafen Kaspar von Sternberg, der mit seinem Bruder Franz durch regen Eifer zur Förderung der böhmischen Literatur sich hervorthat, unter werkthätiger Betheiligung des böhmischen Adels gegründet, wurde ein mächtiger Hebel des Nationalgefühles, indem es die Pflege der Naturwissenschaften und der Vaterlandskunde nach jeder Richtung hin, ganz besonders aber der böhmischen Geschichte, Literatur und Sprache unterstützte. Zum letzteren Behufe wurde bei dem Museum 1831 ein eigener Fonds für die Herausgabe wissenschaftlicher Werke in böhmischer Sprache geschaffen. Aus den Mitteln der Matice Česká wurde seit 1824 die Herausgabe der anfangs von Palacký, später von Šafařík geleiteten, heute noch fortblühenden Böhmischen Museumszeitschrift (Časopis Českého Musea) vermittelt, welche auf die Entwickelung der böhmischen Literatur leitend und belebend einwirkte, während ihre deutsche, mit gleicher Sorgsamkeit redigirte Schwesterzeitschrift leider nach einem kurzen Bestande ob Mangels der Theilnahme einging. Jungmann's böhmisches Wörterbuch, Šafařík's bahnbrechende „Slavische Alterthümer", das erste große, auf großartiger selbstständiger Forschung beruhende wissenschaftliche Werk der neuböhmischen Literatur, sowie eine ganze Reihe anderer Schriften nicht blos sprachlich werthvoller, gleich ernster Richtung wären ohne die Hülfe der Matice Česká kaum sobald veröffentlicht worden. Die schöne Literatur erfreute sich eines steigenden Aufschwungs; dasselbe galt von dem kirchlichen Schriftthum, zu dessen Förderung 1828 die Zeitschrift für die katholische Geistlichkeit und 1833 nach dem Vorbilde der sogenannten Wenzel's Häredität des 17. Jahrhunderts eine Häredität des heiligen Johannes von Nepomuk errichtet wurde. Die materiellen Mittel flossen langsam und spärlich ein, aber auch hier erwies sich die Wahrheit des Satzes, daß mit vereinigten, wenn auch geringen Kräften Bedeutendes zu erreichen ist.

Als im März 1848 ein frischeres Leben zu pulsiren anfing und das Recht der böhmischen Sprache endlich öffentliche Anerkennung fand, war die Literatur so weit vorgeschritten, daß sie den Ansprüchen der Schule wie des gekräftigten socialen und politischen Lebens Stand zu halten vermochte. Das Jahrhunderte lang niedergehaltene böhmische Volk, dessen nationaler Untergang noch vor 50 Jahren nach der Ueberzeugung selbst eifriger Patrioten als eine unabwendbare Thatsache feststand, dessen Germanisirung namentlich von entfernter stehenden Beobachtern bereits als vollzogen angesehen wurde, trat mit jugendfrischer Kraft wieder unter die Völker Europas ein, um den ihm gebührenden Antheil an den Mühen und Früchten der gemeinsamen Culturarbeit in Anspruch zu nehmen. „Die Zukunft der böhmischen Literatur war verbürgt," schrieb mit voller Begründung schon 1842 Leo Graf von Thun in seinem Essay über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung; „denn schon jetzt dient sie der Wissenschaft, der Volksbildung und dem geselligen Verkehre, den drei Motiven und Rechtfertigungsgründen jeder Sprachförderung."

Geistiges Leben im Königreiche Serbien.

Von F. Kanitz.

III. Die Wirksamkeit der „Serbischen gelehrten Gesellschaft“ auf dem Gebiete der Kirchengeschichte.

In der Geschichte aller südslavischen Völker erscheint die Entwickelung des weltlichen Herrscherthums mit jener der obersten kirchlichen Gewalt eng verbunden, und namentlich im altserbischen Reiche spielte der geistliche Stand die hervorragendste Rolle. Dies erklärt die auffallende Vorliebe der serbischen Historiker für die Aufhellung aller Vorgänge, welche die autokephale serbische Nationalkirche, das Ipeker Patriarchat und die nach seiner Auflösung gesonderten autonomen Landeskirchen berühren.

Unter den zahlreichen kirchengeschichtlichen Arbeiten, welche der „Glasnik“ des Belgrader „Učeno drustvo“ in seinen letzten 25 Bänden veröffentlichte, besitzen jene von Vitković ein hohes culturgeschichtliches und die Essays des Archimandriten Dučić auch ein entschieden actuelles Interesse, weil sie die gegenwärtig in der Ausgestaltung begriffenen Beziehungen der bosnischen und hercegovinischen Landeskirchen einerseits zum ökumenischen Stuhle in Konstantinopel, andererseits zum Karlovicer serbischen Patriarchate in den Kreis ihrer oft stark polemisch gefärbten Betrachtung ziehen. Ich will hier den Leser, soweit es der Raum gestattet, mit dem wesentlichen Inhalte der bezüglichen Artikel vertraut machen.

Gavril Vitković's „Beiträge zur serbischen Culturgeschichte nach Aufzeichnungen des Belgrader Exarchen Maksim Radković“ (56. Bd. 1884) geben ein Bild der Zustände von Kirche und Schule in dem von Oesterreich während der Jahre

1718—1739 occupirten Serbien. Als der Exarch 1733 den nordöstlichen Theil seiner Diöcese bereiste, gab es dort in 109 Ortschaften mit 2549 Familiengehöften nur 28 Pfarren, in welchen 45 Weltgeistliche und 22 Mönche wirkten. Der Clerus ward im Allgemeinen als sehr ignorant geschildert. Einzelne der in ein strenges Examen genommenen Popen und Duhovniks konnten kaum nothdürftig schreiben und lesen; die Besten hatten ihr bescheidenes Wissen in den syrmischen Klöstern oder auf dem Athos sich erworben. Die Kirchen und Klöster traf der in die kleinsten Details eingehende Exarch meist baufällig oder doch sehr vernachlässigt und nur mit dem nothdürftigsten Inventar von gottesdienstlichen Geräthen und liturgischen Büchern ausgestattet; die Sprache der Kleriker sehr gemengt mit ungarischen, deutschen, griechischen und türkischen serbisirten Worten, beispielsweise: traksler (Drechsler), paor (Bauer), magister (Lehrer), musal (Musselin), djoča (magyarisch gyolcs, Leinwand) u. s. w. Noch schlimmer sah es mit dem Volksunterricht aus. Nur in drei Städten, in Grocka, Požarevac und Belgrad gab es Schulen, und Vitković hebt hervor, daß während der 22 Occupationsjahre nur eine neue Schule und diese nur auf den eindringlichen Wunsch des Karlovicer Kirchencongresses, als höhere Lehranstalt zu Belgrad, begründet wurde.

Die hartnäckig fortgesetzten, beinahe ununterbrochenen Kämpfe der Serben im Banate und in der Militärgrenze um ihre kirchliche Autonomie schildert Vitković auf Grundlage sorgfältiger Quellenstudien in einem zweiten Artikel: Kritischer Ueberblick auf das Verhältniß zwischen Serben und Ungarn 1736—1792 (Bd. 43, 1876), auf dessen Wiedergabe ich hier wegen seiner umfangreichen Citate aus Acten und Protokollen verzichten muß.

Archimandrit N. Dučić, der in seinen sprachlich-kritischen Arbeiten eine sehr gründliche Kenntniß der altslavischen Literatur bekundet, veröffentlichte im „Glasnik“ (Bd. 61, 1885) einen höchst interessanten Essay über: Das Verhältniß der Landeskirchen in Bosnien und in der Hercegovina zum Karlovicer Patriarchat — und einen zweiten (Bd. 62, 1885): Wer ist der Nachfolger des serbischen Ipeker Patriarchen und wem fällt heute nach kirchlichem Rechte die oberkirchliche Gewalt über die bosnische rechtgläubige Metropolie zu?“ In diesen Studien wendet sich Archimandrit Dučić gegen den bekannten serbischen Politiker im ungarischen Reichstage Dr. Mihail Polit; gegen einen Artikel des Dr. Paja Janković im „Srpski Kolo“; ferner gegen die Brochuren des Geistlichen Dr. Emilian

Radić in Karlovic (Prag 1879) und jene des Professors Dr. Nikola Milaš (Zara, 1884), welche insgesammt die Stellung der orthodoxen bosnisch-hercegovinischen Metropolien unter das Karlovicer Patriarchat empfahlen. Im Allgemeinen wirft Dučić den Herren Polit und Janković, bei aller Anerkennung ihrer patriotischen Tendenzen, gröbste Unkenntniß des orthodoxen Kirchenrechtes vor; die Cleriker Radić und Milaš beschuldigt er auf „höhere Bestellung" gearbeitet zu haben und Alle werden der Versündigung gegen die „serbische Staatsidee" angeklagt.

In seiner weiteren Erörterung beleuchtet Dučić, ausgehend von der Schöpfung der erzbischöflichen Würde durch Stefan Nemanja und stets die einschlägigen Urkunden citirend, die Verhältnisse, unter welchen das Ipeker Patriarchat durch den mächtigen Caren Dušan geschaffen wurde; ferner die Ereignisse, welche die Gründung der ersten serbischen Metropolie auf ungarischem Boden herbeiführten und untersucht sodann: ob aus den von Kaiser Leopold I. den Serben im Jahre 1690 verliehenen Privilegien und aus dem XVII. Artikel des IV. ökumenischen Concils für das heutige Karlovicer Patriarchat die beanspruchte Oberhoheit über die Landeskirchen von Bosnien und der Hercegovina abgeleitet werden könne?

Archimandrit Dučić bekämpft auf historischer Basis die genannten Vertheidiger dieser Ansicht in schärfster Weise. Er sucht nachzuweisen, daß mit dem Exodus der beiden Ipeker Patriarchen Arsenije III. und IV. auf ungarisches Gebiet nicht auch die Patriarchatswürde dahin übertragen worden sei. Diese blieb im Gegentheile noch lang an den Stuhl von Peć (Ipek) gebunden. Beweis dafür, daß auch nach dem Exodus die serbischen von den türkischen Eroberern anerkannten Patriarchen dort residirt hatten. Erst nach der durch acht serbische (fanariotische?) Bischöfe 1766 von Sultan Mustapha III. erbetenen und erfolgten Vereinigung des Ipeker Stuhles mit dem ökumenischen Patriarchate zu Konstantinopel erlosch das altserbische Patriarchat zu Ipek. Die Nachfolger der nach Ungarn emigrirten Patriarchen hätten sich in Würdigung dieser thatsächlichen Verhältnisse auch niemals „Patriarchen", sondern stets nur „Metropoliten" genannt. Der durch die Gnade des Kaisers von Oesterreich (1848) dem Karlowitzer Metropoliten verliehene Titel „Patriarch" ändere nichts an der Sache, da er durch dieselbe Machtvollkommenheit jederzeit wieder beseitigt werden könne.

Seit dem Erlöschen des Ipeker Patriarchates könne es — erklärt Dučić — nur Territorialkirchen geben, deren Häupter ihren Einfluß, nach kirchlichem Rechte, niemals auf die Gebiete anderer Staaten aus-

dehnen dürfen. Sie besitzen Alle gleichen hierarchischen Rang und unterstehen in spiritualibus dem ökumenischen Stuhle zu Konstantinopel.

In diesem Sinne regelte der „große" Fürst Miloš die Stellung der Kirche des befreiten Serbiens und später auch König Milan das Verhältniß seines Klerus zum Konstantinopeler Patriarchate; denn Beide haben in den geistlichen Häuptern zu Karlovic durchaus nicht die Nachfolger der serbischen Patriarchen von Žiča und Peć, sondern stets nur „Metropoliten der ungarischen Serben" erblickt.

Aber auch die österreichisch-ungarische Regierung scheine die Stellung des durch den Titel „Patriarch" ausgezeichneten Erzbischofs von Karlovic in dieser Bedeutung aufzufassen. Dafür spricht, daß noch in den letzten Jahren die orthodoxen Bisthümer von Dalmatien und der Bocche di Cattaro nicht dem Karlovicer Stuhle, sondern dem Erzbischofe von Lemberg unterstellt wurden; ferner daß die Wiener oberste Verwaltung der occupirten serbischen Länder Bosnien und Hercegovina deren spirituelle Abhängigkeit vom Konstantinopeler ökumenischen Stuhle in der Märzconvention des Jahres 1880 anerkannt habe.

Es wäre gewiß sehr erfreulich — meint Dučić — falls sämmtliche serbische Kirchensprengel der österreichisch-ungarischen Monarchie dem Patriarchen von Karlovic unterstellt würden. Was aber die serbischen Kirchenprovinzen Bosnien und Hercegovina betrifft, seien dieselben mit ihren national gesinnten Metropoliten sehr zufrieden und da der Sultan noch heute die volle Souveränität über diese Länder besitze (?), so dauere die 1766 vom national-serbischen Pećer Patriarchen auf den Konstantinopeler ökumenischen Stuhl übergegangene oberste geistliche Macht (vrhovna duhovna vlast) über Bosnien und die Hercegovina rechtlich fort.

In seiner weiteren Ausführung erklärt Dučić, daß, falls überhaupt irgend einem serbischen Metropoliten die Nachfolge im erloschenen Ipeker Patriarchate zuzuerkennen wäre, dies nur der Belgrader Erzbischof sein könnte, weil in seinem Sprengel Žiča, der Centralsitz des nationalen Episkopates in altserbischer Zeit, sich befinde. Dučić schlägt auch vor, daß der Belgrader Erzbischof sich als solcher „von Žiča" und zugleich als „serbischer Patriarch" proclamire. Seine Residenz möge das durch seine historischen Traditionen allen Serben theuere, gegenwärtig verlassene Žiča werden. Dorthin wäre auch die Belgrader bogoslovija (Geistliches Seminar) und die Druckerei für kirchliche Bücher zu verlegen, damit Žiča der serbischen Christenheit ersetze, was

ihr das Kloster Hilandar auf dem heiligen Athosberge einst unter dem Caren Dušan war.

Dies Alles dürfe aber nur auf dem gesetzlich kirchlichen Wege durch friedliche Verständigung mit dem Konstantinopeler ökumenischen Stuhle verwirklicht werden. Nur dieser könne die Nachfolge der 1766 vollrechtlich auf ihn übergegangenen serbischen Pećer Patriarchenwürde weiter übertragen, wozu es einzig seines Einverständnisses mit dem Belgrader Erzbisthum bedarf. Nur so — schließt Dučić — könne der gesetzliche Faden wieder hergestellt und die Frage gelöst werden: Wer ist der rechtliche Nachfolger auf dem Ipeker serbischen Patriarchenstuhle?

Ich übergebe dem Leser die Anschauungen des Archimandriten Dučić über die rechtliche Grundlage des Karlovicer Patriarchates und über die für dasselbe von beachtenswerther Seite angesprochene Einverleibung der orthodoxen Metropolien von Bosnien und der Hercegovina möglichst getreu und ohne jeglichen Commentar zur objectiven Würdigung. Nicht versagen kann ich mir es aber hier, die, wie mir dünkt, sehr anfechtbare Behauptung des Herrn Dučić zu berühren, „daß der von den Ipeker Patriarchen Arsenije III. und IV. geleitete serbische Exodus nach Ungarn von der Geschichte nach seinem traurigen Resultate verurtheilt werden müsse, weil durch denselben weite serbische Gebiete den Albanesen überlassen wurden."

Der bedauerliche territoriale Verlust, welchen das Serbenthum durch den Exodus im XVIII. Jahrhundert zwischen dem Vardar und Ibar erlitt, soll hier nicht in Abrede gestellt werden. Andererseits steht es aber in Frage, ob nicht dieselben, großentheils von Konstantinopel nach Altserbien entsandten fanariotischen Bischöfe, welche ohne Scrupel die Auflösung des serbischen Ipeker Patriarchates von Sultan Mustapha III. erbaten und bewilligt erhielten, die dortige serbische Rajah nicht ebenso geistig hätten verwahrlosen lassen, wie jene im heutigen Königreiche Serbien, in dessen Grenzen beim Ausbruche des großen Freiheitskampfes nur wenige Laien des Lesens und Schreibens kundig waren?

Es ist wohl genügend und unumstößlich nachgewiesen worden, von welch' großem Vortheile es für die Befreiung Serbiens gewesen war, daß die den Aufstand leitenden Männer bei ihren höher stehenden Brüdern jenseits der Save geistige und materielle Hülfe in verschiedenster Richtung fanden; wie ja auch Kara Djordje, der Führer des ersten Aufstandes und viele Andere ihre militärische Bildung dort erlangt hatten. Noch unbestrittener muß es bleiben, daß die staatliche Organi-

sation des türkischem Marasmus verfallenen jungen Fürstenthums ohne die allseits fördernde Beihülfe der Serben aus den ungarischen Gebieten in so verhältnißmäßig kurzer Zeit unmöglich gewesen wäre. Wie die auf österreichischem Boden mit occidentaler Bildung erfüllten Serben in allen Zweigen des Wissens und auch auf geistlichem und militärischem Gebiete die Lehrmeister ihrer Brüder im Fürstenthum gewesen, erhellt allein schon aus dem „Glasnik" der Belgrader gelehrten Gesellschaft, dessen ältere Jahrgänge nahezu ausschließlich Arbeiten der aus Ungarn übergetretenen Serben füllen.

Alles in Allem glaube ich, daß bei objectiver Erwägung sich ergebe: Der Exodus der beiden Patriarchen aus Altserbien nach den ungarischen Landen bedeute einen Bodentausch, der dem Serbenthum, namentlich von culturellem Standpunkte, jedenfalls mehr Nutzen als Nachtheil gebracht hat!

* * *

Außer den hier besprochenen Artikeln veröffentlichte Archimandrit Dučić im „Glasnik" (Bd. 56, 1884) eine interessante historisch-topographische Studie „Alterthümer von Hilandar", deren hauptsächlichsten Inhalt ich an anderer Stelle demnächst mitzutheilen gedenke; ferner (Bd. 43, 1876): Historisch-geographische Beiträge für die Morača und Ostrog in der Crna gora, dann (Bd. 57, 1884) eine kirchengeschichtliche Studie: Die Exarchien von Zeta und Dabar, und ein Referat, das die historischen Artikel des russischen Consuls Jastrebov: Die orthodoxe Kirche im Kreise Skutari. — Exarchie Zeta. — Ferman der katholischen Exarchie zu Mostar, erlassen am Ende des XVII. Jahrhundertes auf ihre Klagen gegen den hercegovinisch-bosnischen Klerus. — Der Name Crna gora. — (Bd. 49, 1881), vielfach verbessert.

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Schauspiel. Die Schaubühne ist zwar nicht mehr der einzige Boden, auf welchem sich die Volksstimme öffentlich Gehör verschafft, allein mit ihren eigenartigen und unersetzbaren Wirkungen nimmt dieselbe dennoch eine wichtige Stelle im öffentlichen Leben ein. Die schöne Literatur giebt dem geistigen Gesichte eines Volkes noch immer den letzten Ausdruck, und noch immer ist das Theater die Stätte der unmittelbarsten Wirkung der höchsten Kunstgebilde. In dem Leben eines Volkes und in der Entwickelung desselben kann die Bühne daher nicht übersehen werden. Wenn die Darstellungskunst in ihrem Wirkungskreise nun außerdem auf einer Höhe steht, die sie zu einer weithin beachteten macht, so mag den Stätten der vereinigten Künste die Aufmerksamkeit auch aus diesem Grunde zugewendet sein. Vollends dem Burgtheater gilt heute die Antheilnahme der Gebildeten, weil es, in seinen Bestrebungen weit über die Erfordernisse des Tagesgeschmackes sich erhebend, einem idealen künstlerischen Zuge folgt. Wir werden daher an dieser Stelle vornehmlich von den Erscheinungen an dieser Pflegestätte der Kunst regelmäßig Nachricht geben.

— Der „König Oedipus" des Sophokles hat am 29. December, also noch knapp vor dem Schluß des vergangenen Jahres, seinen Einzug im Burgtheater gehalten. Es wäre nicht just eilig mit ihm gewesen; nämlich soweit es den alten tragischen Stoff betrifft, der um ein Erkleckliches älter sein mag als die Geschichte des alten Hellas oder wenigstens als unsere Urkunden reichen, die von derselben berichten. Die tragische Fabel, offenbar ein Ueberrest einer halb verschütteten Kosmologie, die der asiatischen Menschheit vielleicht überhaupt die Erkenntniß des Tragischen eröffnet hat, tritt ganz seltsam verkleidet und dabei vielleicht noch minder verhüllt im Kern für uns in indisch-persischen Erzählungen auf und klingt dort als eine geheimnißvolle Märchenweise in das durch das Geräusch alltäglicher Begebenheiten abgestumpfte Gehör der Menschen. Das wunderbare Ereigniß ist der Schaubühne so wesentlich ein Bedürfniß wie dem Märchen. Aber indeß das Märchen mit seinen Gleichnissen ernsthaft über die Wirklichkeit hinausfabelt, versenkt sich das Drama in die Wunder der menschlichen Brust und reift so durch die Zeiten hin die

Erkenntniß einer ganzen Welt der Innerlichkeit mit ihren eigenen Ordnungen. Unsere Zeit, die den Gott im Menschen sieht, und die alte Zeit, welche den Menschen ganz im Gotte sah, haben die Entstehungszeit des „Oedipus“, da dieser tragische Mensch über die athenische Bühne schritt, mitten inne, und so, halb gottgebunden, halb menschlichfrei, erscheint er denn vor unseren modernen Augen in ganz eigenen Schatten und Lichtern.

Oedipus als Marionette des Schicksals: die ganze Weltordnung noch nicht im Innern der menschlichen Seele, und doch nicht mehr ganz die menschliche Seele willenlos in der überpersönlichen Weltordnung, diese Zwitterstellung des Oedipus zu seinem eigenen Willen und Herzen und zu der Voraussicht und Macht der Götter giebt auch der Tragödie des Sophokles eine Dissonanz, die sich dem Zuhörer nicht übertönen läßt, wenngleich die moderne Auffassung der menschlichen Gebundenheit sich der archaischen Tragik annehmen zu können scheinen wollte. Diese moderne Lehre, wie sie vorerst noch gilt, ist es nämlich wieder, welche das Individuum zeitlich in verschiedene Menschen auflöst und den Menschen der einen Zeit mit dem der anderen nichts zu schaffen haben läßt, indem sie die Causalität der Handlungen statt entspringend aus dem Innern des Menschen auf äußere Anlässe vertheilt darstellt, deren Abhängigkeit von einander fehlt; damit löst sie auch die tragische Verbindung auf. Das Tragische verlangt die Gegner in derselben einheitlichen Person und in derselben einheitlichen Zeit; es will — und das ist eine Einheit der Person und der Zeit — den unlösbar vereinigten Complex des Individuums in unlösbarem Streite mit sich selbst. So konnte die alte Schicksalszeit das Tragische entstehen lassen, da das Werkzeug des Willens durch Erfüllung des Willens sich selbst vernichtete; aber so kann auch die heutige richtig verstandene Determination das Tragische aufleben lassen, da sich auch hier der Wille selbst bekämpfen kann; nicht auf die Freiheit oder Unfreiheit kommt es an, sondern auf die Vereinigung der Conflicte in dieselbe Person und in dieselbe Zeit, d. i. das Individuum. Im „König Oedipus“ aber sind die Personen (Oedipus und das Schicksal) getrennt, es fehlt die Einheit der Träger der Absicht in dem Verlaufe der Handlung.

Aristoteles, der in seiner Poetik Sophokles, und besonders wegen des „König Oedipus“, so sehr rühmt, daß er in der Liebe des Stagiriten nach dem Homer als der Zweite erscheint, hebt als bewährte tragische Stoffe diejenigen aus, die Thaten gegen geliebte Verwandte darstellen. Der Effect des „König Oedipus“ ist eine Kette von Unthaten gegen Verwandte; aber anstatt daß die beabsichtigte That der Liebe als Unthat erkannt würde, wird ganz mit der Fabel und ihrer Irrung gehend, da auch die Verwandtschaft unter zwei Familien sich vertheilt, die Tragik zerspalten. Um seinen Eltern (in Korinth) nicht die Blutschande anzuthun, zieht Oedipus aus und thut damit seinen Eltern (aber in Theben, also anderen Menschen) Blutschande an. Die Einheit ist nur eine äußere. Also auch die Tragik der dramatischen Handlung des Stückes ist objectiv, aber nicht innerlich.

Diese Irrung, wenn man eine Aequivocation der Tragik so nennen darf, die logisch genommen von Aristoteles, dem Meister dieser Lehre, geradezu eine Vierung oder Verwechslung des Mittelbegriffes genannt werden müßte, dieses πρῶτον ψεῦδος im Baue des Stückes, läßt sich geschichtlich begreifen. Wenn es uns heute den „Oedipus“ als Stück um seine tiefste Wirkung bringt, so hat doch der Dichter Sophokles genug dazu gethan, um die Gestalt des Königs Oedipus selbst

tragisch erscheinen zu lassen. Der König, der auf der Flucht vor der Familienschuld dem Thron entsagend Familienglück und Thron erworben und Volksglück geschaffen hat, geht, in Vollführung der besten Absicht, dem Volke Glück, dazu sich den Thron und das Wohl im Schooße des Erworbenen zu erhalten, alles dessen verlustig und vernichtet seine Lebensbedingungen, da er sie im Grunde zu sichern bemüht ist. Diese äußere Handlung des Stückes, in seinem Helden durchgeführt, hat alle Kraft, wenigstens die äußere, des Tragischen. Im dramatischen Aufbau bekundet sich gleichfalls der Meister; die Schwierigkeit des Stoffes, in der Synthese der Handlung des Dramas die Analyse der tragischen Begebenheiten durchzuführen, hat der Dichter Sophokles mit großen Kunstmitteln und wohl auch mit einigen künstlichen Mittelchen bewunderungswürdig überwunden; und doch nicht ganz glücklich, eben weil es einiger gekünstelter Deutungen bedarf, um das Gebäude der Hoffnung des Oedipus, daß er seinem Verhängnisse entgehe, erst im selben letzten Augenblicke, da alles mit der Herkunft des Hirten bewiesen ist, zusammenstürzen zu lassen. Dies alles ist zwar fein nach Thunlichkeit, so scharfsinnig angelegt wie ein Rechenexempel; aber gerade als Beweisverfahren für die Ueberzeugung des Helden selbst stimmt der Aufbau der Analyse nicht gänzlich mit der Synthese des dramatisch erforderten Aufbaues. Die Handlung weiß früher, daß Oedipus sein Schicksal erfüllt hat, als dieser es in der Handlung weiß. Allein auch diese Bedenklichkeiten gegen die Tragödie besiegt Sophokles durch die gewaltigste Kraft, mit der er die dichterischen Wirkungen zur Geltung bringt. Die Scene des Auftretens der Kinder z. B. ist noch so modern in ihren Motiven, daß sie — und das ist nicht das schlimmste Zeugniß für jene Stücke — in einem ganz modernen Schauspiele sich wörtlich einfügen ließe. Die Menschlichkeit besiegt alles.

Das Burgtheater hat sich des alten Stückes mit dem bewußten Rechte der eigenen Kunstsitte angenommen; Wilbrandt hat, einem tüchtigen Grundsatz folgend, das hellenische Drama als Stück an sich auf die Bühne gebracht; keine künstliche Nachahmung altgriechischer Theatereigenthümlichkeit in der Scene, kein gesungener Chor, fast überhaupt kein Chor erschien auf dem Platze. Mit ausgezeichneter Geschicklichkeit waren die Chorgesänge in die gesprochene Handlung aufgenommen. Man brachte die Dichtung für uns und nicht für alte Griechen oder solche, die es unter uns sein zu wollen die gelehrte Schrulle haben, zur Aufführung. Dieselbe ist sonach eine dankenswerthe nach dieser wie nach mancher anderen Richtung. Den darstellenden Kräften des Burgtheaters bot sie die Gelegenheit, an einem großen und gesunden Stoffe ihre gestaltenden Mittel zu gebrauchen. Die großen und gesunden Aufgaben sind dem Schauspieler und dem Schauspiel von Zeit zu Zeit wenigstens neu vorzulegen, soll die Kunst nicht auf Wege gerathen, die ihr Gefahren bereiten. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß es geschieht und daß es mit so gutem und echtem, ja bedeutendem schauspielerischen Erfolge geschehen konnte. Das Einzelspiel und das Zusammenspiel waren sorgfältig und gepflegt. Es waren durchaus gute Rollen und in guten Händen. So hat am Tüchtigen Jeder sein Genügen.

Am 14. Januar erschien, zum ersten Mal aufgeführt, das Schauspiel „Das kritische Alter" von H. Wittmann und M. Loebel. Dieses Stück ist ganz modern und so recht nach der Mode. Es behandelt ein Problem der Ehe. In dem Drama „L'âge ingrat" von Pailleron findet sich das Motiv

bereits vor, und die deutschen Verfasser haben sich wohl einer an den anderen und mitsammen an den Autor drüben gehalten. Das ist nichts Böses, und ist es vollends darum nicht, weil das Motiv ein taugliches Problem eines Dramas giebt; es dramatisch auszugestalten wäre ein Verdienst, welches das der Entdeckung des Motivs und seiner dramatischen Tauglichkeit überragte. Allein es kann nicht geleugnet werden, daß, wie die Ausgestaltung sich darbietet, immer noch das Grundmotiv als der eigentliche Fund erscheint, den die Bühne an dem Schauspiel gemacht hat. Es giebt in der Ehe, die als gesellschaftliche Einrichtung besteht, gesellschaftliche Probleme; zu diesen tritt jedoch noch eine stattliche Reihe von Problemen, die natürliche genannt werden können, weil Mann und Weib sich als heterogene Lebewesen und als Individualitäten zu dem Vereine der Ehe aneinanderschließen. Solch ein Problem ist durch die ungleichmäßige Entwickelung nach den Stadien des Alters bei Mann und Weib gegeben, wobei die Anlässe des Begehrens und die Gefühle des Besitzes nicht mehr zusammenstimmen. Hier muß dem in natürlicher Weise das Band der Ehe lockernden Trieb, die Sache ist etwas physiologischer Art, die geistige, gesellige, persönliche Kunst nachhelfend und steuernd die Richtung geben, damit der Trieb in die Ehe, nicht aus derselben sich wende. Die feinere, höhere Organisation muß die Begehrungen der niederen aufnehmen und mit ihrem reicheren Besitz befriedigen. Dies in einem besonderen, sinnfälligen, die Leidenschaften darstellenden Beispiele zu zeigen, ist ein künstlerischer Vorwurf. Je nach der Anlage des die Sache aufnehmenden Künstlers wird der Stoff sich geeignet anlassen, zur Komödie, zum Schauspiel oder zur Tragödie verarbeitet zu werden. So mitten zwischen die Extreme haben ihn die beiden Bearbeiter gestellt, indem sie aus der Komödie und der Tragödie die Behelfe genommen haben, um aus denselben ein Schauspiel zu machen. Georg von Pahlen und Martha, seine Frau, sind kinderlos in einem Alter, in dem Beide zwar schon ein siebzehnjähriges Kind ihr Eigen nennen könnten, in dem aber bei dem gemeinen Gang des Lebens noch Jugend genug wäre, ein Kind zu erhoffen, und noch Zeit genug, es zum vollen Leben erziehen zu können. Dieses Paar nimmt ein siebzehnjähriges Mädchen an Kindesstatt an. Pahlen, der Vater, vergißt über diese jüngere Weiblichkeit seine Gattin, die ihn noch lieben, die er nur noch „lieb haben" kann, und sucht die Liebe des Mädchens zu gewinnen. Allein diese junge Schöne entdeckt an einem anderen Manne ihr Herz, und da ist es eben noch Zeit, daß Georg die Verzeihung seines Weibes erlangt, welches den Gatten über die Klippe des kritischen Alters so wenig klug hinwegzusteuern, wie er sich vor derselben zu hüten vermocht hat. Diese Begebenheit ist in einigen Situationen, die selbst kritische Hauptpunkte einer Handlung sein könnten, vorgeführt; theilweise mit warmer Empfindung — die im Burgtheater echt gespielt erschien — theilweise mit wirksamer Komik durchsetzt, waren sie nach der ernsten oder heiteren Seite hin herzhaft ausgeweitet, freilich auch mitunter durcheinandergeworfen. Situationen ineinander überzuleiten, eine Handlung innerlich herauszuarbeiten, ist den Verfassern in diesem Schauspiel nicht gelungen. Hätten sie eine Komödie ersonnen, womit allerdings nicht eben ein Lustspiel im banalen Geschmacke gemeint ist, so hätten sie ein dem Motiv und ihren Kräften vielleicht besser angepaßtes Stück geschaffen. In diesem Falle wäre auch die kritische Scene des letzten Actes, in der Georg behauptet, stets nur seine Gattin geliebt zu haben, welches komisch der ganzen Entwickelung des Stückes widerspricht, die ja seine Neigung zur Tochter vorführte, als Komödienwirkung, die auch eine Doppel-

liebe zuläßt, zu gehöriger Geltung gekommen. In der Charakterzeichnung waren die Lustspielzüge ersichtlich die besseren; auch die stark gebrauchten Momente der Rührung sind der komischen Gattung wenigstens nicht fremd.

Dem „Kritischen Alter" ließ das Burgtheater am 21. Januar zwei einactige Lustspiele folgen, „Alte Mädchen" von Friedrich Schütz und „Der zündende Funke" von Eduard Pailleron. Das erstgenannte Stück beruht auf einer artigen feuilletonistischen Idee, die mit literarischem Geiste durchgeführt ist, ohne jedoch in ihrem weiter gesponnenen Faden das dramatische Interesse tiefer aufzuregen. Das discret ironische Spiel kommt der Heiterkeit des Verfassers so weit zu Hülfe, daß das Publicum die Komik der nicht ungewöhnlichen Situationen belacht; mit dem Witz der spielend gewendeten Worte verschwendet der Verfasser jedoch ein wenig von seinem Geiste, indem er ihn ebenso blank geschliffen aus dem Munde des dienenden Paares aufblitzen läßt. Pailleron's Lustspiel bringt dasselbe Motiv, das in den „Alten Mädchen" angewendet ist, die Entdeckung der Liebe durch gespielte Erregung der Eifersucht, recht geistvoll verkleidet vor. Mit tactfester, scenischer Sicherheit im Gebrauche des Wortes und mit der feinen, das Wahrhafte zu zeichnen bestrebten Kunst der Charakterisirung ist Pailleron, sorgfältig als Franzose, an die Ausarbeitung des Stückchens gegangen, welches er durch klug angebrachte Momente der Steigerung dramatisch zu beleben gewußt hat. Ein vergnügtes Spiel erhöht den Genuß dieser Schöpfung, welche die ernstere Kraft Pailleron's erkennen läßt.

Am 4. Februar wurde „Der Arzt seiner Ehre" von Calderon, übersetzt und bearbeitet von Adolf Wilbrandt, zum ersten Male gegeben. Calderon ist im Burgtheater gegenwärtig mit dem „Leben ein Traum", der „Dame Kobold" und dem „Richter von Zalamea" auf dem Repertoire. Es ist kein Zweifel, daß diese drei Stücke ihren Platz, den sie mit Ehren behaupten, ständig dem Werkvorrath einer großen deutschen National- und Weltbühne anzugehören, verdienen; denn das Menschliche hat in ihnen das Zeitliche so völlig überwunden, daß sie einer absoluten Empfängniß, soweit eine solche in Sachen des Geschmackes überhaupt möglich ist, fähig geworden sind. Was insbesondere den „Richter von Zalamea" betrifft, so steht er als eine der werthvollsten neueren Bereicherungen unseres Theaters da. Der „Arzt seiner Ehre", diese vierte Anleihe des Burgtheaters bei Calderon, ist zweifelsohne ein äußerst interessantes Stück; dieser „spanische Othello" ist eine kräftige, in sich geschlossene, reiche und feine Schöpfung. Aber sie ist echt und wahr nur innerhalb der spanischen Anschauungen von Ehre, Recht und Macht; und darum ist der „Arzt seiner Ehre" etwas völlig Verschiedenes von dem englischen „Othello", der, statt jener zeitlichen und dennoch objective Geltung heischenden gesellschaftlichen Triebkräfte, nur die persönlichen, aber natürlichen Regungen von Menschen als Grundlage der tragischen Handlung besitzt, die sich aber darum als stätig erwiesen. Donna Mencia hat den Prinzen Enrique jungfräulich geliebt, ehe sie sich mit Don Gutierre vermählt hat. Da Jener, erst zufällig und später absichtlich, hinter dem Rücken des Gemahls in ihre Nähe dringt, giebt sie denselben dem Degen ihres Gatten nicht preis, weil sie ihn geliebt hat, wessen sie sich noch warm bewußt ist. Aus einer solchen Lage kann sich jede Untreue noch entwickeln und in derselben liegt bereits die Schuld der Donna Mencia. Gewiß nur für den Formalisten; aber der Spanier ist ein solcher. Donna Mencia gehört in ihren Gedanken nicht mehr als ungestörtes Gewissen der Unschuld ihrem

Gatten an, sie verräth daher den Gegenstand ihres Zwiespaltes, der nur einer des Wissens und nicht etwa auch des Wollens ist, durch ihre Gedanken an ihren Gemahl, ohne es zu wollen. Dieser Selbstverrath stachelt den Argwohn und die Eifersucht des Mannes, der sich in dem Besitze seines Weibes, sonach in seiner Ehre nicht mehr rein fühlen kann; und deshalb tödtet Don Gutierre sein Weib mit dem Bewußtsein des Rechtes, sobald er aus dem Briefe der Gattin an Don Enrique die Gewißheit erlangt hat, daß dieselbe mit dem Prinzen in gewolltem Verkehr ist. Mag dies nur aus menschlichen Regungen des Herzens geschehen sein, so bedurften sie doch schon vorher einer Regung der Ehre, um sie zu besiegen. Daß Donna Mencia unschuldig im Sinne des groben Ehebruches ist, daß sie im Siege der Ehre dargestellt erscheint und der Gatte just im Vollzuge desselben eingreift, das ist eine Steigerung der tragischen Wirkung von Seiten des Dichters durch ironische Führung der Handlung; an dem wesentlichen Verhältniß, der Auffassung der Treue, ändert dies nichts. Don Gutierre nimmt sofort ein zweites Weib; und mit der Aussicht, daß in gleicher Weise an Diesem Gericht vollzogen werden würde, falls es gleich so nur irren sollte, wie das gerichtete, schließt das Spiel. Die Komödie des Calderon ist denn auch keine Tragödie des Don Gutierre, sondern nach unseren heutigen Begriffen am ersten noch eine solche der Donna Mencia, hingegen, da Don Gutierre zum Handelnden ersehen ist und für den Helden gelten muß, ein Schauspiel. Es handelt sich hierbei darum, aus dem Gesichtspunkt welcher Gestalt und deren Subjectivität heraus die Absicht des Geschehnisses tritt, und es geht aus dem Aufbau des Dramas sowohl, wie aus dem scharfen Schlusse desselben im Originale hervor, daß hier die Tragödie der Donna Mencia in ein Schauspiel eingerahmt ist. Wilbrandt hat in seiner feinsinnigen und kräftigen Bearbeitung dieses Verhältniß verschoben. Er stieß sich offenbar, und dies mit Recht, an der Führung und Lösung des Conflictes so vom Standpunkt der übertrieben innerlichen und dabei äußerlichen Ehre. Dem gegenüber blieb es frei, den Don Gutierre an der Erkenntniß der Unschuld der Donna Mencia nach einer materielleren, gesünderen Auffassung tragisch enden zu lassen. Diese Umgießung genügt denn auch vielleicht den heutigen Bedürfnissen des großen Publicums. Allein dies ist eine äußerliche Umwendung, welche in die feinere Gestaltung der Charaktere einen Zwiespalt bringt und deren seelische Haltung, wenn man so sagen darf, verrückt. Bei der ursprünglichen Fassung haben die Figuren ein in der spanischen Lebensanschauung fest gegründetes Postament. Freilich ist jene unserer Schätzung des Wollens und Handelns entfremdet. Als Director hat Wilbrandt praktisch gehandelt, insofern er durch die Aenderung das Stück doch möglich machte. Der „Arzt seiner Ehre“ ist nunmehr kein eigenartiges Gegenstück des unnachahmlichen „Othello“ Shakespeare's, sondern er erscheint als ein schwächeres Nachbild. Aber noch in dieser Bildung hat das Stück eine dramatische Wirkung und eine Größe der Conception im Ganzen wie im Einzelnen dargeboten, die den Abend zu einem merkwürdigen machen mußte.

Ein vieractiges Schauspiel von Sardou, „Georgette“, folgte am 17. Februar; es währte viertahlb Stunden und hielt die Zuschauer fast durch die ganze Zeit in Spannung. „Georgette“ ist eine Sittenkomödie, und schon der Stoff einer solchen ist interessant. Jede Sittenfrage, und besonders eine solche, welche an die unmittelbarsten Grundlagen elementarer Empfindungen rührt, erregt unser Interesse und um so stärker, je elementarer die Empfindungen sind. Wird die Frage nun geistreich aufgeworfen und ausgeführt, so belohnt sie unseren Verstand dabei

mit dem ihm eigenen Vergnügen, das aus dem Verfolgen einer Entwickelung, aus der Anspannung der Aufmerksamkeit, die durch Gegensätze gesteigert und durch Ueberraschungen genährt wird, und aus der endlichen Lösung hervorgeht. Dieses Interesse ist die Theilnahme an einem Problem, das vorgelegt wird wie ein Räthsel etwa, und dabei als ein uns nahe gehendes Räthsel, nämlich ein solches der Handlungsweise, des Verhaltens des Menschen in und zu der Welt; freilich, nicht eben der großen Welt, an welche die Grundkräfte der Existenz in den Grundvesten verankert sind; es handelt sich hierbei doch mehr um die äußere Stellung des Menschen der Gesellschaft zu den Anschauungen derselben, und um diese dreht sich zuletzt die Frage. Aber nichtsdestoweniger ist das Problem ein solches, das nicht blos theoretisch ist, sondern dadurch zu praktischem Gehalt gelangt. Dies ist umsomehr der Fall, als die elementaren Gefühle und ihre Erregungen des Gemüths mit ihm gegeben sind; und wenn sie auch nur von außen her mitgehen, wegen der natürlichen Verbindung, die sie mit dem Gegenstande haben, so weiß der Autor dies und setzt die Wirkung voraus. Aber auch nicht so sehr in der Entwickelung dieser Erregungen und der Eigenart derselben in eigenartigen Seelen und Herzen liegt der Gegenstand der dramatischen Darstellung in diesen Sittenkomödien; vielmehr in der Schürzung und Lösung des Knotens. Daher kommt es, daß sie uns interessiren, mit sich führen, erregen, aber unser Gemüth nicht nachhaltig genug erschüttern und nicht eigentlich bereichern, wie „Georgette" zum Beispiel. Es ist ein witziger Kopf, im ganzen Umfang dieser Bedeutung, der „Georgette" ersonnen hat; dies ist denn auch ein geistreiches Stück in seiner Anlage und in der antithetischen Handlung und Gruppirung der Momente. Der Inhalt läßt sich etwa so erzählen. Georgette hat als sechzehnjähriges Mädchen das Haus ihrer Eltern verlassen; von der Primadonna einer Singspielhalle ist sie durch die besonnene Ausnützung ihrer Liebe bis zur Herzogin von Carlington aufgestiegen. Sie hat eine Tochter, die sie in Unschuld zur Tugend aufgezogen hat. Die Vergangenheit ruht im Verborgenen. Die Herzogin und ihre Tochter Paula sind jetzt in die Gesellschaft aufgenommen, sie verkehren im Hause der Gräfin Chabreuil, deren Sohn Gontran Paula vorerst verschwiegen liebt und von ihr geliebt wird. Der Schwager der Gräfin, Graf Clavel, kehrt von einer langen Reise zurück. Er findet in der Herzogin die ehemalige Primadonna „Jojotte", in Paula die Tochter eines Freundes, der im Kriege gefallen, nachdem seine Neigung zu Georgette, sein Wunsch, sie zu ehelichen, ihn in Zerwürfnisse mit seiner Familie gebracht hatten. Clavel, von der Mutter des Kindes seines unglücklichen Freundes gebeten, um des unschuldigen Wesens willen, das, aus dem Laster gezogen, der reinen Sphäre der Tugend als geretteter Engel angehören soll, Stillschweigen über die Vergangenheit der Herzogin zu bewahren, sagt dies zwar zu, sieht sich aber genöthigt, die Wahrheit zu sagen, da ihm enthüllt wird, daß sein Neffe Paula zum Weibe begehrt. Gontran's Mutter versagt die Gewährung der Ehe zwischen ihrem Sohne und der Tochter der Courtisane; sie verträgt es nicht, daß sie, welche die volle Welt der edlen Weiblichkeit in sich gehegt hat, einst gleich Jener, die nur die halbe Welt derselben, die Mütterlichkeit, zu pflegen gewußt hat, Großmutter derselben Enkelkinder werde sein sollen. Nur für den Fall, als sich Paula von ihrer Mutter lossagt, willigt sie endlich ein, dieselbe als Gattin des Sohnes aufzunehmen; anders würde sie diesen als Abtrünnigen von seinen Pflichten gegen sie, seine Mutter, und deren Ehre betrachten. Man merkt, wie der Conflict zugespitzt wird; er wird auf die

Seite der Mütterlichkeit geschoben. Der Sohn giebt seine Mutter, die Tochter die ihrige nicht auf; Jedes von Beiden unterwirft sich der Heiligkeit dieser Bande. Gontran heirathet seine Base. Graf Clavel aber nimmt in der Folge Paula zum Weibe: er hat keine Mutter und daher keine Pflichten gegen sie zu erfüllen. — Man kann nicht leugnen, daß Sardou mit dieser Durchführung eine kühle Zurückhaltung gezeigt hat, die seinem Verstande Ehre macht. Das Schillernde, Falsche, Unechte so mancher Begründung verdeckt er durch Geist; aber nur vorübergehend; es tritt heraus. Wenn man ferner das Schiefe beachtet, das überhaupt darin liegt, künstlich gesetzte Verhältnisse und natürliche Gefühle, die gegen andere abgewogen werden sollen, zu vernünftigen Maßnahmen von allgemeiner Geltung verbinden zu wollen, so wird man der Schwierigkeit gewahr, die der befriedigenden Lösung solcher Probleme entgegensteht, wenn man sie eben messend und theoretisch behandelt. Sie löst entweder das natürliche Gefühl des Herzens oder ein Witz. Sardou wählt diesen letzteren Ausbau. Der erstere ist, ob man ihn tragisch ausführe oder nicht, immer nur von individueller Bedeutung, von persönlicher Geltung; er ist blos darstellend, aber damit echt künstlerisch; er ist ohne normative Anmaßung, aber von solcher Wirkung durch die Macht des Beispiels. Die französische Art, die dem Charakterspiel und der Tiefe der Tragik zu Gunsten einer rednerischen Gestaltung des Dramas überhaupt eher ausweicht, geht auf die gesetzgebende Fassung der Begebenheiten aus; sie spitzt die Handlung zur Lehre zu. Sardou gesteht zwar nun endlich selbst ein, daß er nicht wisse, was da zu lehren sei; daß überhaupt nichts zu lehren sei, sieht er nicht. Man hat bei dieser Zurückhaltung des Verfassers im Ganzen einen minder verschobenen Anblick und die Freude am Einzelnen und Technischen. Daß Sardou stärker im Witz als in der Wärme ist, macht „Georgette" zu einem freieren Genusse geeignet. Man findet kecken Geist und frischen Muth durch das Stück wehen, obgleich, um mit Sardou zu reden, über Sumpfblumen hin. Die moralischen Anschauungen der Gesellschaft werden aber hierbei wenigstens in Situationen gemüthlich bloßgelegt und je begründet oder verspottet. Die revolutionäre Kraft ist dabei schon groß, und es ist nun frei, sie segensreich zu gebrauchen. — Die Aufführung am Burgtheater hatte ebensoviel Glänzendes, ja Blendendes wie das Stück.

Dr. Theodor Loewe.

Die erste internationale Jahresausstellung der graphischen Künste zu Wien. Mit Ende Januar wurde die erste internationale graphische Jahresausstellung zu Wien geschlossen. Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst verbindet mit diesen von nun an alljährlich wiederkehrenden Schaustellungen den Zweck, der gesammten Kunstwelt von Zeit zu Zeit einen verläßlichen Ueberblick über das gesammte Kunstschaffen auf graphischem Gebiete zu gewähren und die bezüglichen Schulen, sowie Richtungen untereinander in Fühlung und Wetteifer zu versetzen.

Es soll aus diesen Ausstellungen zunächst eine erhöhte Werthschätzung und Förderung für die alten, edlen Vervielfältigungsarten, für den Kupferstich, die Radirung, den Holzschnitt und die Lithographie erwachsen.

Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hat diesmal auch die neueren modernen photomechanischen Reproductionsverfahren zur Vergleichung und Wür-

digung herangezogen, nachdem dieselben von Jahr zu Jahr überraschendere Fortschritte aufweisen.

In Folgendem soll der Stand der einzelnen graphischen Künste mit besonderer Berücksichtigung der hervorragendsten Ausstellungsobjecte skizzirt werden.

Der Kupferstich befindet sich in seinen strengen Richtungen quantitativ im Rückgange, dennoch bleibt er ein classisches, hinsichtlich mancher Werke der Malerei auf keine andere Weise mit gleich vornehmer künstlerischer Wirkung zu ersetzendes Reproductionsmittel. Die schönsten Arbeiten auf diesem Gebiete brachten uns: Eiler aus Berlin, „Bildniß einer jungen Dame" nach Van Dyck; Prof. Sonnleitner, „Junger Feldherr in Rüstung" nach Van Dyck; Frank's Porträt, „Bischof Stroßmayer"; Jasper's großer Stich „der heiligen Dreifaltigkeit" nach Dürer, welche Arbeit sich durch vorwiegend feine Nachempfindung, namentlich aber durch glücklich erzielten coloristischen Abglanz auszeichnet; endlich Michalek's „Maria betrauert den Leichnam Christi" und Hènčiř's Porträt Ihrer k. k. Hoheit der Kronprizessin Stephanie nach Angeli.

In stetem Aufschwunge findet man dagegen die Radirung. Die Leichtigkeit und Raschheit, mit welcher die Nadel hier ihre Arbeit verrichtet und der verhältnißmäßig geringe Kostenaufwand bei großer Wirkung geben ihr unter den graphischen Künsten eine gesicherte Stellung. Ausgezeichnete Arbeiten auf diesem Gebiete sahen wir auf der Ausstellung von B. Dammau in Paris (goldene Medaille), W. Unger (Wien), R. Woernle (Prag), Doris Raab, Hecht, Klaus u. A.

Der Holzschnitt leidet wohl momentan sehr schwer unter dem Drucke der photomechanischen Reproductionsverfahren, aber dies ist doch nur als ein Uebergangsstadium zu betrachten, welches um so schneller und gründlicher beseitigt sein wird, wenn der Holzschnitt nicht durch Billigkeit der Arbeit, sondern durch künstlerische Qualität und charakteristische Darstellung concurriren wird. In der vom verstorbenen H. Knöfler auf hohem Standpunkte geführten Kunst des Farbenholzschnittes führte H. Paar ein bewundernswerthes Object vor, die hl. Justina, eine Kunstleistung ersten Ranges; es ist in zwölf Farben gedruckt. — Die schönsten Arbeiten brachten Hoskins aus Boston mit feiner Tonfläche und malerischer Wirkung, ferner Prof. Hecht mit dem Bilde Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. für die k. k. Hof- und Staatsdruckerei und die Illustrationen zu dem ethnographischen Werke: „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild", aus den xylographischen Ateliers der k. k. Hof- und Staatsdruckerei sowie Arbeiten von Paar, Kong, Heuer, Kirmse, Klinkicht, Knessing, Young u. A.

Die Lithographie in ihren zumeist schwarz gedruckten Erzeugnissen ist jetzt für künstlerische Zwecke fast gänzlich verlassen, allein auch die Chromolithographie ist durch die großen Fortschritte der farbigen Reproduction auf photomechanischem Wege mit dem Rückgange stark bedroht.

Wahre Cabinetstückchen auf dem Gebiete der Lithographie waren die diversen kleinen Kittendorfs. Dieselben erinnerten recht lebhaft an die Glanzzeit der lithographischen Technik, in welcher es derselben noch gestattet war, selbstständige Kunstleistungen durchzuführen. — Den ersten Rang in der Chromolithographie nahm aber in der Exposition zweifellos Prang & Cie. von Boston ein. Bestechen schon die gewöhnlichen Producte dieser Anstalt durch ihre Farbenpracht, ihr künstlerisches Empfinden und ihre vollendete Technik, so sind die sogenannten „Atlasdrucke" direct als bewundernswerth zu bezeichnen. Wir finden unter

diesen: Landschaften, Blumen, Vögel, Figuren 2c., welche sämmtlich, was Zeichnungs- und Farbentreue betrifft, als vollendet angesehen werden können. Dieser Firma reihte sich mit ihren Erzeugnissen würdig W. Greve in Berlin an. Absolute Originaltreue bilden die Hauptcharakteristik seiner Arbeiten, wie „Der Häuptling", „Gruppe", „Mandolinenspielerin". — Noch zu erwähnen sind auch die Chromolithographien der Grote'schen Culturgeschichte des deutschen Volkes und der Geschichte der deutschen Kunst, dann die Kunsteditionen von Gerlach und Schenk über das Werk: „Die Pflanze in Kunst und Gewerbe".

Auf dem Gebiete der photomechanischen Reproductionsverfahren sind ohne Zweifel seit der graphischen Ausstellung 1883 wesentliche Fortschritte zu verzeichnen, welche nicht allein in der Vervollkommnung der betreffenden Verfahren zu suchen, sondern auch in der verbesserten Herstellung der zu diesen Verfahren nöthigen photographischen Negativen und Positiven begründet sind, wie z. B. in der sogenannten orthochromatischen Aufnahme, — der Empfindlichmachung der Negativschichte nur für bestimmte Farben.

Die letztere Thatsache hat insbesondere bei der Reproduction von Oelgemälden eine eminente Bedeutung, welche je nach dem Colorit des Originales bis in die jüngste Zeit die Wiedergabe der richtigen Helligkeitswerthe sehr erschwerte, wenn nicht gar zur Unmöglichkeit machte.

Eines der wichtigsten Verfahren von photomechanischer Reproduction mittelst Kupferdruck ist die Heliogravure, welche zwei Methoden kennt, und zwar:

1. Die Photo-Galvanographie, welche von einem durch Lichteinwirkung auf einer versilberten Kupferplatte erhaltenen Gelatinereliefbild mittelst Galvanoplastik die Kupferdrucktiefplatte herstellt und

2. die Photogravure, welche durch Lichteinwirkung auf lichtempfindliches Gelatinepapier die Gelatineschichte mit dem darin eincopirten Originalbilde auf eine glatt polirte Kupferplatte überträgt und das Bild dann durch eine Aetze in die Kupferplatte tief einätzt.

Der Reliefproceß erlangte seine höchste Vervollkommnung im k. k. militär-geographischen Institut durch E. Mariot und ist dieses Verfahren bis heute das geeignetste und vollkommenste, wenn es sich um die Reproduction von Holzschnitten, alten Stichen, Radirungen, Bleistift-, Feder- und Kohlezeichnungen, d. h. solcher Originale handelt, welche selbst schon aus rauhen und gekörnten Flächen bestehen. Die durch dieses Verfahren erhaltenen galvanischen Druckplatten liefern Druckresultate, welche genau das Aussehen und den Charakter des Originales wiedergeben.

So vorzüglich aber dieses Verfahren für die vorhergehend genannten Charaktere von Originalien sich erweist, so ist es weniger zur Reproduction von Oelgemälden, photographischen Aufnahmen nach der Natur 2c., das heißt überhaupt für solche Originale weniger geeignet, welche durch ihre gleichmäßig abgestuften Töne wiedergegeben werden sollen.

Man war daher eifrigst bestrebt, diese Lücke auszufüllen; es wurden an vielen Orten in dieser Richtung Versuche angestellt, bis es Klič in Wien gelang, ein Aetzverfahren auszubilden, mittelst welchem man auch diesen Anforderungen entsprechen konnte; dies ist die Photogravure. — Die graphische Ausstellung hatte auf diesem Gebiete eminente Leistungen aufzuweisen und seien hier erwähnt: das k. k. militär-geographische Institut, die k. k. Hof- und Staatsdruckerei, J. Löwy, Paulussen in Wien, ferner R. Schuster und die photographische Gesellschaft, die königl.

Reichsdruckerei (Prof. W. Roese) in Berlin, Boussod, Valadon & Cie., sowie Dujardin in Paris, Hanfstängl in München u. A. Die Leistungen derselben sind durchgehends bewundernswerthe.

Im Lichtdrucke hat sich unter den vielen aufgetauchten Methoden bis heute nur das Verfahren von Albert in München Bahn gebrochen und in der Praxis behauptet. Albert's Verfahren wird in beinahe unveränderter Form von allen Anstalten, welche im Lichtdruck arbeiten, angewendet und werden heutzutage damit Resultate geliefert, welche nur von gewiegten Kennern von einem Originale zu unterscheiden sind, wie die exponirten Objecte der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München, der k. k. Hof- und Staatsdruckerei mit ihren Papyrii Erzherzog Rainer, J. Löwy mit Porträts und Architektur, fines arts Society in London mit Studienköpfen 2c. aufweisen.

Einen großen Fortschritt weist aber der Farbenlichtdruck auf, welcher, so weit die ausgestellten Objecte zeigen, sich größtentheils an die ursprüngliche lithographische Farbendrucktechnik anlehnt, bei welcher ein farbiges Colorit dem Aufdrucke einer schwarzen oder braunen Hauptzeichnung als Unterlage dient.

Hervorragende Leistungen hatten die Vereinigung der Kunstfreunde von Berlin und J. Löwy von Wien exponirt.

Endlich sind noch die Verfahren des Hochätzens oder die Phototypie zu erwähnen, worunter man jene Processe versteht, bei welchen auf Metall übertragene Zeichnungen durch Säuren so behandelt werden, daß eine dem Holzschnitte ähnliche Typenform entsteht, welche dann ebenso wie dieser mit der Buchdruckpresse vervielfältigt werden kann. Am renommirtesten ist auf diesem Gebiete selbst für den Farbenbuchdruck die Firma C. Angerer und Göschl in Wien, welche beinahe den Weltmarkt mit ihren Leistungen beherrscht; exponirt hatten noch Oscar Consée aus München, Clemens Kissel aus Mainz und V. Turati aus Mailand. Das militär-geographische Institut hatte in diesem Gebiete Aetzungen in Messing mit sehr feinem Kerncharakter exponirt, Metallotypie genannt.

Außerdem waren Reproductionen der mannigfachsten Art in den exponirten diversen Verlagswerken zu sehen, wie z. B. Amelang's „Aus dem Leben eines Taugenichts“ oder die vorzüglichsten Gemälde des herzoglichen Museums zu Braunschweig und Hanfstängl in München: „Die Deutsche Malerei der Gegenwart“ 2c.

Aus dem Vorgeführten kann man sich wohl der Ueberzeugung nicht verschließen, daß diese modernen Druckverfahren gewiß von eminent hoher Bedeutung sind, weil dadurch Kunstwerke ersten Ranges selbst dem minder Bemittelten in verkleinerter Reproduction zugänglich werden und damit ohne Zweifel Kunstsinn und Bildung gefördert erscheinen, insbesondere aber durch die Phototypie und Chromo-Phototypie die Illustration wissenschaftlicher und belletristischer Werke mit geringen Kosten möglich ist, wodurch wieder das Studium so mancher exacter Wissenszweige gefördert wird. Regierungsrath Ottomar Volkmer.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



1886. Erstes Heft. (April.) Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Oesterreich-Ungarn. Von Dr. Hans Schlitter. — Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. Von Dr. Alexander Peez. — Die politische Stellung zwischen Serben und Bulgaren. Von F. Kanitz. — Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Balkanhalbinsel. Von Karl Keleti. — Unser gewerblicher Unterricht. Von B. Bucher. — Briefe von Adolf Pichler an Emil Kuh von 1862—1876. — Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn: Vorwort zu einer Rundschau im Gebiete der Wissenschaft. — Die Ausgrabungen in Carnuntum. Von Alfred v. Domazewsky.

Zweites Heft. (Mai.) Der Rivalitätskampf zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland auf der Balkanhalbinsel. Von Hermann Vambéry. — Die Bedeutung der Binnenschiffahrt. Von Heinrich Kröhnke. — Johann Christian Günther. Von Max Kalbeck. — Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Von Max v. Hantken. — Tirolisches Jagdwesen in alter Zeit. Von J. E. Maurer. — Briefe von Adolf Pichler an Emil Kuh von 1862—1867. — Slavische Rechtsgeschichte. — Töplitz. Eine deutsch-böhm. Stadtgeschichte von Herm. Hallwich.

Drittes Heft. (Juni.) Unser Realismus in Literatur und Kunst. Von Albert Ilg. — Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Balkanhalbinsel. Von Karl Keleti. — Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Von Edmund Schebeck. — Johann Christian Günther. Von Max Kalbeck. — Briefe von Adolf Pichler an Emil Kuh von 1862—1876. Die neuentdeckte Gruft in der St. Annakirche zu Wien. Von Alois Hauser. — Eine österreichische Literaturstatistik. — Blätter, Blüthen, Früchte von Gottlieb Putz. — Geschichte der Päpste von Ludwig Pastor.

Viertes Heft. (Juli.) Die Auersperge in Krain. Von Paul von Radics. — Die Aufhebung des Triester Freihafens. Von Alexander Dorn. (Mit einem Holzschnitt.) — Die Albanesen. Von Gustav Meyer. — Briefe von Adolf Pichler an Emil Kuh von 1862-1876. — Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Von Friedrich Simony. — Joseph Winter, Gedichte.

Fünftes Heft. (August.) Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung von Gaëta durch die Oesterreicher 1707. Von Gustav Amon von Treuenfest. — Die Flußregulirungen in Ungarn. Von Johann Hunfalvy. — Entwickelung der slavischen Literatur in Böhmen im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Von Joseph Jireček. — Briefe von Adolf Pichler an Emil Kuh von 1862-1876. — Das Technologische Gewerbemuseum in Wien. Von Wilhelm Exner. — St. Ruprechtskirche in Wien. Von Alois Hauser. — Geographie des ungarischen Reiches von Johann Hunfalvy.

Sechstes Heft (September.) Wilhelm von Tegetthoff. Ein vaterländisches Gedenkblatt. Von Joseph von Lehnert. (Mit einer Abbildung des Tegetthoff-Monumentes zu Wien von Karl Kundmann und einem Autograph Tegetthoff's aus dem Schlachtbericht von Lissa.) — Die Wienflußregulirung. Von Franz Berger. — Entwickelung der slavischen Literatur in Böhmen im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Von Joseph Jireček. — Briefe von Adolf Pichler an Emil Kuh von 1862—1876. — Das Colonialrecht im 19. Jahrhundert. Von Dr. Ferd. Lentner.

Siebentes Heft. (October.) Wilhelm von Tegetthoff. Ein vaterländisches Gedenkblatt. Von Joseph von Lehnert. — Der Stand der Agrar-Meteorologie in Oesterreich. Von Jos. R. v. Lorenz-Liburnau. — Moderne Architektur in Oesterreich-Ungarn. Von Julius Deininger. — Entwickelung der slavischen Literatur in Böhmen im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Von Joseph Jireček. — Ein Handschreiben Kaiser Joseph's II. Von Franz Martin Mayer. — Die Bauthätigkeit Budapests in den Jahren 1875—1884. Von Joseph Körösy.

Achtes Heft. (November.) Wilhelm von Tegetthof. Ein vaterländisches Gedenkblatt. Von Joseph von Lehnert. — Die Gründung der Grazer Universität. Von Franz Martin Mayer. — Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Von Johann Auspitzer. — K. k. geographische Gesellschaft. Von Franz von Le Monnier — Joseph Kiß. Von Ladislaus Neugebauer

Neuntes Heft. (December.) Die Czernowitzer Ausstellung von 1886. Mit besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Bukowina. Von Friedrich Kleinwächter. — Versuch einer rationellen Begründung der Ethik. Von Adolf Lederer. — Das Berg- und Hüttenwesen Oesterreich-Ungarns. Von Raphael Hofmann. — Die Kunst in Dalmatien. Von Alois Hauser. — Oesterreichischer Volksschriften-Verein. Von Hans Maria Truxa. — Ein Königstraum. Schauspiel von Theodor Löwe.

1887. Zehntes Heft. (Januar.) Grillparzer in Deutschland. Von Emil Kuh. — Kaiser Joseph II. letzte Tage. Von A. T. — Ungarns Weinbau und Weinhandel. Von Stephan Molnár. — Das Berg- und Hüttenwesen Oesterreich-Ungarns. Von Raphael Hofmann. — Versuch einer rationellen Begründung der Ethik. Von Adolf Lederer. — Skizzen aus den Quarnero-Inseln. Von Eugen Gelcich. I. Wie die Lussignaner Seefahrer wurden. — Die Thätigkeit des k. k. militär-geographischen Instituts in der Periode 1885/86. Von Ottomar Volkmer.

Elftes Heft. (Februar.) Graf Franz Stadion. Nach Briefen an Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846—1848. Von Joseph Alexander Frhr. v. Helfert. — Gabriel von Pechmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's von Hermann Hallwich. — Versuch einer rationellen Begründung der Ethik. Von Adolf Lederer. — Skizzen aus den Quarnero-Inseln. Von Eugen Gelcich. II. Die Sandinsel Sansego. — Geistiges Leben im Königreiche Serbien. Von F. Kanitz.



K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.